

Stefan Selke

Öffentliche Soziologie als Komplizenschaft Vom disziplinären Bunker zum dialogischen Gesellschaftslabor

Zusammenfassung: Eingebettet in das Wissenschaftsnarrativ einer transformativen Wissenschaft, die auf das Ko-Design von Wissensproduktion mit außerwissenschaftlichen Akteuren abzielt, werden die Prämissen öffentlicher soziologischer Praxis rekonstruiert und transparent gemacht. Übergreifend wird dabei gefragt, wo und wie überhaupt der als notwendig erachtete Dialog mit außerwissenschaftlichen Publika potenziell stattfinden kann. Im Ergebnis wird gezeigt, dass eine Öffnung der Soziologie aus innerdisziplinären Gründen so gut wie überhaupt nicht vorgesehen ist. Soll Öffentliche Soziologie dennoch als eine kollaborative Form sozialer Forschungs-, Lehr- und Engagementpraxis verstanden werden, müssen dringend neue dialogische Formate des Einbezugs von Öffentlichkeit entwickelt werden. Und zwar auch dann, wenn dies bedeutet, die eigenen normativen Grundlagen des Fach in den Hintergrund zu stellen. Gleichwohl besteht dann die Gefahr, dass Öffentliche Soziologie zwar zu einer extrem öffentlichkeitstauglichen Praxis avanciert, dafür aber als öffentliche Nicht-Wissenschaft etikettiert wird.

Schlagwörter: Öffentliche Soziologie, Transformative Wissenschaft, Wissenschaftsverständnis, Praktische Soziologie, Ko-Design von Forschung, Dialogische Forschungspraktiken

Public Sociology as complicity – from a disciplinary bunker to a dialogical laboratory of society

Abstract: The premises of public sociology practices are reconstructed and made transparent in the narrative of transformative science, which aims to co-design the production of knowledge with non-academic actors. Within this context, a dialogue with different extra-academic fields is necessary. However, a general issue in this field has been finding the answer to where and how this dialogue could potentially take place. The results will show that the rules of sociology as a discipline often hold sociologists back from entering into the field of public sociology. However, if public sociology is to be understood as a collaborative form of social research, teaching and engagement practices in civil society, there is an urgent need for the development of new dialogical instruments for ways to include the public and what the public finds relevant, even if this means pushing one's own normative sociological principles into the background. Nevertheless, there is a risk that, although public sociology could advance to become a highly public-oriented practice, this may lead to it being branded as a public nonsense.

Keywords: Public sociology, transformative science, scientific perspectives, practical sociology, research co-design, dialogical research practices

Prolog

Dieser Beitrag markiert eine Etappe (m)einer Suche nach neuen Formaten einer Soziologie als öffentlicher Wissenschaft. Zur Einordnung könnten einige persönliche Bemerkungen hilfreich sein. Mein Lehr- und Forschungszusammenhang an einer technisch ausgerichteten Hochschule brachte es mit sich, dass ich Soziologie ›subversiv‹ lehren

musste. Als funktionales Äquivalent zu fachgemeinschaftlicher Integration nutzte ich das Vorhandene und sorgte für dessen soziologische ›Grundierung‹: BarCamps, das Studium Generale, ein Fernsehstudio, Webdesign und Softwareprogrammierung wurden so zur Basis meines akademischen Überlebenskonzepts. Umgekehrt sorgte eine hohe Autonomie (z.B. bei der Themenwahl) an der Peripherie dafür, dass ich relativ ungestört als »fahrender Soziologie« arbeiten, d.h. in meinem Fall Feldforschung betreiben konnte. Dabei bildete sich die Überzeugung heraus, dass soziologische Analyse untrennbar mit Augenschein verbunden und ‚crossmedial‘ präsentiert werden sollte, um interessierte Öffentlichkeiten zu erreichen. Letztlich erzeugten die Gesetze der Aufmerksamkeitsökonomie ein wachsendes Medienecho am Resultat meiner Arbeit. Ich nutzte dies als Hebel zur Erzeugung von interner und externer Sichtbarkeit. Das mediale Echo schwächte die Nutzlosigkeitsunterstellungen und Vagheitsverdächtigungen gegenüber meinem Fach zwar nicht ab. Aber aufgrund meiner Rolle als pragmatischer Dauerexperimentator entstand auf diese Weise etwas, das irgendwann *von außen* als Öffentliche Soziologie bezeichnet wurde. Es war aber letztlich das Prinzip der Serendipity selbst – der zufälligen Entdeckung von etwas ursprünglich nicht Gesuchtem – und eben gerade kein an Debattenbeiträgen oder Karriereplänen entlang entwickelter »Masterplan«, der mich zur Öffentlichen Soziologie führte. Dies alles lässt sich in einem Satz zusammenfassen: *Öffentliche Soziologie ist (für mich) das, was man daraus macht.*

1 Öffnungsbemühungen zwischen Wissenschaft und Praxis

Öffentliche Soziologie kann vor dem Hintergrund kontinuierlicher Öffnungsbemühungen zwischen Wissenschaft und Praxis als eine *neue Form sozialer Forschungspraxis* betrachtet werden. Genau hier setzt ein neues Wissenschaftsnarrativ an, verstanden als exogener Druck aus einem sich wandelnden Wissenschaftssystem heraus auf die Disziplin, die mit endogenen Revitalisierungsimpulsen – einer davon Öffentliche Soziologie – reagiert.

Die Nachfrage nach soziologischem Wissen wird immer wieder rituell betont, etwa indem behauptet wird, dass es öffentlichen Debatten an soziologischem Wissen fehle. Bude (2010: 21) bemerkt in diesem Zusammenhang, dass sich die Debatten selbst veränderten, d.h., die Publika würden kritischer und zugleich anspruchsvoller. Als Domänen der Nachfrage nach soziologischer Deutung untersuchen Bastow et al. (2014: 105ff.) in einer empirischen Studie Wirtschaft, Regierung und öffentliche Verwaltung, die Zivilgesellschaft, den Dritten Sektor sowie die Medien. »Die« Öffentlichkeit wird dabei als ein eigenständiges Resonanzfeld verstanden. Auch wenn sich die genannten Bereiche stark unterscheiden und die Vorstellungen darüber, wie Resonanz zu erzielen sei, auseinandergehen, ist ihnen eines gemeinsam: Öffentliche Sozialwissenschaft¹ wird lediglich als eine asymmetrische »kundenförmige« Relation zwischen innerdisziplinären Wissensanbie-

1 Auch wenn Soziologie und Sozialwissenschaften nicht synonym zu setzen sind, gelten die hier vorgebrachten Argumente übergreifend.

tern und außerwissenschaftlichen Wissensabnehmern gedacht, also als eine übersetzende Vermittlung von Expertenwissen aus dem »disziplinären Bunker« (Brewer 2013: 199) heraus an (häufig) laienhafte Rezipienten. Meist unausgesprochen wird von einer Autorität des soziologischen Wissens gegenüber nicht-soziologischen Wissensbeständen ausgegangen. Genau hier setzt meine Revision Öffentlicher Soziologie an, die als *symmetrisches* Verhältnis zwischen heterogenen Wissensproduzenten und als Ergebnis eines dialogischen Forschungsprozesses mit skeptischen Öffentlichkeiten im ›Labor Gesellschaft‹ definiert wird.

Skeptische Öffentlichkeiten entmonopolisieren die autoritative und disziplinär organisierte Wissenschaft. Wird das essentialistische Bild von Wissenschaft zumindest relativiert, dann suggeriert dies die Suche nach neuen Formen der Arbeitsteilung zwischen inner- und außerwissenschaftlichen Akteuren. Dabei entstehen vielfältige soziale Arenen, in denen sich einander widersprechende Gewissheiten öffentlich ausgehandelt werden. Anstatt konkurrierende Wissensbestände als lästiges Beiwerk anzusehen, können sie auch als konstitutives Element symmetrischer Wissensproduktion betrachtet werden, deren Validierungsradius sich erheblich erweitert. Zur allgemeinen Forderung nach einer Entthronung der Wissenschaft gesellt sich als ›Sündenfall‹ die Forderung nach einer Selbstentthronung der Soziologie (Brewer 2013: 202), basierend auf dem Argument, dass dieser Disziplin gerade *kein* Sonderstatus für den Gegenstandsbereich Gesellschaft zukomme.

2 Soziologie als Öffentliche Wissenschaft

Ich möchte mir Soziologie als eine öffentliche Wissenschaft vorstellen. Dabei reicht es nicht aus, Öffentliche Soziologie lediglich als Spezialfall einer innerdisziplinären Differenzierung der Soziologie zu betrachten, wie Burawoy (2005a, 2005b, 2012) es tut, der für eine engagierte Soziologie wirbt, die sich als Teil der Zivilgesellschaft begreift und eine Soziologie *für* und *mit* dieser betreibt. Er teilt Soziologie in vier sich wechselseitig beeinflussende Untertypen ein, die sich durch unterschiedliche Aufgaben, Wissensformen und ihren jeweiligen Öffentlichkeitsbezug unterscheiden. Das Quartett² aus professioneller, beratender, kritischer und öffentlicher Soziologie taugt jedoch aus drei Gründen nicht als Idealmatrix. Es reproduziert erstens lediglich innerdisziplinäres und berufsständiges hierarchisches Denken, indem allein durch die Wortwahl drei von vier Bereichen

2 Die *professionelle Soziologie* entwickelt die wissenschaftliche Methoden, Theorien und Standards der Disziplin. Die *kritische Soziologie* dient dazu, genau diese Methoden und Regeln zu hinterfragen. Die *beratende* (»Policy«) *Soziologie* widmet sich der (Politik-)Beratung im Sinne von Auftragsforschung. Und die *Öffentliche Soziologie* strebt eine Konversation mit Publika an und versucht Debatten zu aktuellen gesellschaftlichen Themen anzukurbeln (Burawoy 2005). Die möglichen Übersetzungen von *Public Sociology* in »öffentliche Sozialforschung« (Unzicker/Hessler 2012) oder »Soziologie für die Zivilgesellschaft« (G. Beck/Kropp 2012) zeugen noch von einer grundlegenden Verunsicherung bei der Einordnung dieses anglo-amerikanischen Konzepts in die »zünftige« deutsche Soziologielandschaft.

als *nicht*-professionell bzw. unprofessionell deklassiert werden. Die Dichotomie verursacht zudem unindendierte Abwertungsprozesse, die darin kulminieren können, dass Öffentliche Soziologie als erkennbares Sammelbecken für diejenigen verstanden werden könnte, die innerhalb der professionellen Soziologie gescheitert sind (Collins 2007: 103). Der Begriff kann sich also interdisziplinär stigmatisierend auswirken. Öffentliche Soziologie sollte zweitens nicht automatisch auf einen advokatorischen Standpunkt für »die« Zivilgesellschaft reduziert werden, sondern auch das Konzept der Zivilgesellschaft selbst und die damit verbundenen Phänomene und Ideologien kritisch hinterfragen dürfen.³ Burawoy übersieht dabei, dass dies auch die Kooperation mit Teilen der Zivilgesellschaft beinhalten müsste, deren (moralische, weltanschauliche) Standpunkte man nicht teilt. Er selbst leistet sich den Luxus, diejenigen Teile der Zivilgesellschaft auszusuchen, deren (politischen) Standpunkt er nahe steht. Prominent weist Abbott (2007: 195) folgerichtig auf das vereinfachte rechts/links-Schema Burawoys hin. Öffentliche Soziologie lässt sich drittens nicht einfach nur als Subkategorie denken, in der ausschließlich »Außendienst«⁴ geleistet wird. Vor allem aber reproduziert das Quartett Burawoys letztlich eine Sichtweise, die von der *Dominanz* des »disziplinären Bunkers« Soziologie ausgeht, der *genuin* in Distanz zur Öffentlichkeit steht. Wo aber befindet sich überhaupt der mögliche Ort einer *Soziologie als öffentliche Wissenschaft*, wenn es um *mehr* geht, als um das Verkleinern der Distanz zwischen Experten und Laien, z.B. in Form von Wissenschaftsjournalismus? Wo und wie kann also Öffentliche Soziologie mit einem dialogischen Anspruch überhaupt stattfinden? Folgende These wird hierbei vertreten: Öffentliche Wissenschaft erweist sich nur unter spezifischen (Ausnahme-)Bedingungen und unter Berücksichtigung zahlreicher Voraussetzungen als *praktisch* machbar und muss dabei stets damit rechnen, dass ihr das Etikett ›Wissenschaftlichkeit‹ aberkannt und somit die Legitimation entzogen wird.

Öffentliche Soziologie als folgenreiche persönliche Wahlentscheidung

Öffentliche Soziologie beginnt mit Sichtbarkeit. Ob und wie Wissenschaftler sichtbar sein *können* oder *wollen* ist letztlich die Folge persönlicher Wahlentscheidungen. Ein grundlegendes Dilemma Öffentlicher Soziologie besteht in der Notwendigkeit zu einer persönlichen Entscheidung zwischen Karriere-Zeit und Engagement-Zeit. In ihrer Studie zum Einfluss der Sozialwissenschaften betonen Bastow et al. (2014: 59), dass sich externe, d.h. über die eigene Disziplin hinausgehende, Sichtbarkeit im Grunde genommen nur als Folge einer Wahlentscheidung einstellen wird. Letztlich muss also eine eigensinnige und meist einsame Entscheidung darüber getroffen werden, ob eher die akademische Wissensproduktion oder das externe Engagement gesteigert werden soll. Eine *au-*

3 In meiner Praxis als Öffentlicher Soziologe zeigte sich dies z.B. in der Kritik der neuen Freiwilligen und dem zeitdiagnostischen Versuch, die Konturen einer »Freiwilligengesellschaft« zu beschreiben (Selke 2013: 215ff.).

4 In Anlehnung und Erweiterung der Idee einer Soziologie »im Außendienst« nach Dellwig/Prus (2012).

thentische Öffentliche Soziologie⁵ basiert also zumindest zu einem Teil auf einem bewussten Verzicht auf eine akademische Karriere im klassischen Sinn. Umgekehrt erklärt sich daraus eine der maßgeblichen Barrieren für die Institutionalisierung Öffentlicher Soziologie, denn öffentliche Forschung hinterlässt wenig erkennbare Spuren und ist nicht innerhalb der üblichen akademischen Anerkennungsrituale zu verwerten.⁶

Sichtbarkeit entsteht entweder durch extern anerkannte Nützlichkeit (des Fachs) oder durch zugeschriebene Prominenz (der Person). Nützliche Ergebnisse in der Form von Beratungsleistungen oder direkt verwendbare Publikationen werden in der Öffentlichkeit am meisten wahrgenommen und geschätzt. Weder die Sozial- noch die Geisteswissenschaften sind hierbei eine Ausnahme. Sie sehen sich zunehmend Nützlichkeitsnachweisen ausgesetzt (vgl. Bate 2011), d.h., sie müssen sich detaillierten qualitativen und quantitativen Durchforstungen ihrer Ergebnisse stellen. Wahrscheinlich tut sich aber kaum eine andere Disziplin so schwer mit den vorherrschenden Public-Value-Debatten wie die Soziologie, da die Notwendigkeit des Nachweises der eigenen Nützlichkeit schnell als »ehrabscneidend« empfunden wird. Trotz zahlreicher Versuche, die Nützlichkeit der Soziologie der Öffentlichkeit oder Studierenden zu vermitteln (z.B. Tolksdorf 2010), steht das Fach immer wieder unter Irrelevanzverdacht.⁷

Zudem passt Öffentliche Soziologie auch immer weniger in den Kontext eines akademischen Kapitalismus (Münch 2011). Auch die Sozialwissenschaften haben sich vom Ideal der Gelehrsamkeit verabschiedet und planen stattdessen Forschungsprozesse nach ökonomischer und organisationaler Rationalität (Braun-Thürmann 2010: 72). Dies mündet nicht nur in neue Governancestrategien, sondern auch in einen kaum noch zu durchblickenden Evaluationsfetischismus (vgl. Pawson 2013). Der Nachweis der »Gesellschaftsfähigkeit« ist zunehmend an eine Rechenschaftspflicht, also einen politisch-normativem Imperativ gebunden. Die Bedingungen dieses Einflusses untersuchen Bastow et al. (2014) systematisch in unterschiedlichen Nachfragefeldern und fassen ernüchternd zusammenfassend: Messbarer Nutzen wird auch in den Sozialwissenschaften immer wichtiger.⁸

5 Diese Bezeichnung wurde von der indischen Soziologin Nandini Sundar auf dem Weltkongress der ISA 2014 im japanischen Yokohama gewählt.

6 Brewer (2013: 203) hingegen sieht darin keinen unauflösbaren Konflikt. Er weist vielmehr auf ein Kontinuum von Arbeitsformen hin. Die *öffentliche Rolle* wäre dann als ein Pol dieser Arbeitsformen anzusehen, die *kontemplative Reflektion* (»thinking time«) als der andere Pol.

7 Vgl. dazu aus einem Beitrag zur Irrelevanz der Soziologie im Kontext der US-amerikanischen Initiative *My Brothers Keeper*, die von Präsident Obama initiiert wurde, an der aber in entscheidenden Phasen keine Soziologen teilnahmen: »Sadly, this situation is typical because sociologists have become distant spectators rather than shapers of policy. In the effort to keep ourselves academically pure, we've also become largely irrelevant in molding the most important social enterprises of our era« (Patterson 2014). Patterson ist im Übrigen auch einer der prominentesten Kritiker des Public Sociology Konzepts Burawoys (Patterson 2007).

8 Während Streek (2012) noch auf die Methode der Introspektion und die Sichtung bundesdeutscher Feuilletons als Datenquelle zurückgreifen muss (oder will), um Aussagen zur Nachfrage nach soziologischem Wissen zu treffen, liegt mit Bastow et al. (2014) ein äußerst differenziertes empirisches Datenfundament vor, wenn auch für das britische Wissenschaftssystem.

Die Ökonomie der Aufmerksamkeit fördert vor allem die Sichtbarkeit akademischer Prominenz. Intermediäre Instanzen und Medien orientieren sich tendenziell eher an bekannten Namen, wenn es darum geht, Expertise einzuholen. In der Kombination der maßgeblichen Dimensionen »akademischer Output« und »externe Sichtbarkeit« können daher als typische akademische Rollen Kommunikatoren, angewandte Forscher, einflussreiche »Senior-Akademiker«, Herausgeber, »Allround-Akademiker« sowie Unsichtbare unterschieden werden (Bastow et al. 2014: 59). Bezogen auf das idealtypische Verhältnis zwischen Output und Engagement sind dabei gerade *nicht* alle Rollen gleichermaßen für eine erfolgreiche Öffentliche Soziologie prädestiniert.

Institutionelle Umweltorientierung als Vergemeinschaftungs- und Schließungsprozess

Neben persönlichen Wahlentscheidungen spielt die institutionelle Orientierung der Fakultäten eine maßgebliche Rolle für das Potenzial Öffentlicher Wissenschaft. In seiner klassischen Analyse der *Umweltorientierung* von Fakultäten sieht Frischkopf (1974) darin die kollektive Ausgangsbasis wissenschaftlichen Handelns. Gerade die Umweltorientierung einer institutionalisierten Wissenschaft »im öffentlichen Dienst« schlägt sich auf die individuelle Bereitschaft nieder, sich auf dialogische Formen der Soziologie einzulassen. Frischkopf (1974: 55) geht dabei von der Hypothese aus, »dass die *Umweltbezogenheit*, bzw. *-nichtbezogenheit* ein die Verhaltenslogik charakterisierendes Merkmal ist« und unterscheidet in der Folge zwischen *Innenorientierung* und *Außenorientierung*.⁹ Vor allem in der akademischen Sozialisation des wissenschaftlichen Nachwuchses legen beide Orientierungen bestimmte Arbeitsweisen, Logiken und Haltungen nahe. Ihre Ablehnung kann gelingen, allerdings nur um den Preis eines möglichen Karriereknicks.

Als Zwischenfazit kann festgehalten werden, dass Öffentliche Wissenschaft sich bei einer stark nach innen gerichteten Umweltorientierung überhaupt nicht, bei einer Außenorientierung nur unter der Maßgabe erkennbarer Nützlichkeit oder attribuerter Prominenz unter bestimmten Bedingungen verwirklichen lässt. Die Innenorientierung basiert auf der Kulturtechnik *epistemischer Vergemeinschaftung* (vgl. Rheinberger 2006),¹⁰ was Öffentliche Wissenschaft als geradezu dysfunktional erscheinen lässt. Soziologie erweist sich als kulturelles Phänomen und Soziologinnen als epistemische Gemeinschaft

9 Bei der Innenorientierung kommt es im Wesentlichen darauf an, den Erwartungen des inneren Kollegenkreises zu genügen, die sich als lokale Repräsentanten der *scientific community* verstehen und als Gatekeeper fungieren (»notabilité«). Unter einer Außenorientierung wird hingegen eine an messbarer »Produktivität« orientierte »Wettbewerbshaltung« der Institution verstanden (vgl. Frischkopf 1974).

10 Vgl. dazu auch die »Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv« von Fleck (2012), der zeigt, wie »Trägerschaft« von Forschung (hier allerdings im Bereich der Medizin) von der »inneren Struktur der Disziplin« abhängt, was zu der Genese der »für die jeweilige Epoche spezifischen Standpunkte« führt (Fleck 2012: XXI). Den Hinweis erhielt ich von Ines Hülsmann, der ich dieser Stelle dafür und für die kritische Durchsicht dieses Artikels herzlich danke.

mit eigenen Sinnstiftungsregeln, mit denen nach van der Geest (2005) durchaus quasi-religiöse Komponenten verbunden sind. Darin drückt sich die Überhöhung des eigenen Wissenschaftsgebietes und er damit verbundenen Wahrheitsverkündungen und Doktrinen sowie der Geringschätzung Andersdenkender und Andersargumentierender aus – also genau die Schiefelage zwischen Wissenschaft und Praxis oder die Asymmetrie zwischen »wissenschaftlichen« und »öffentlichen« Wissen.

Aber auch eine Außenorientierung ermöglicht nicht automatisch Dialog mit Öffentlichkeiten, sondern reproduziert mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit das klassische »Transfer«-Modell in Form ornamentaler Wissenschaftskommunikation. So bleibt auch Damitz (2013: 253) auf halber Strecke stehen, wenn er im engeren Sinne Öffentliche Soziologie mehrfach unter das Etikett »Wissenstransfer« stellt.¹¹

Wissenschaftsauffassungen zwischen Emulation und Verweigerung

Die grundlegende Akzeptanz von Verfahrensweisen und Methodologien, die Wissenschaftlichkeit herstellen, wird hier verkürzt als *Wissenschaftsauffassung* bezeichnet. ›Authentische‹ Öffentliche Wissenschaft setzt einen spezifischen Bezug auf ein gewandeltes Wissenschaftsverständnis voraus, das die eigene normative Grundlage kritisch reflektiert. Dies wird durch die Idee einer *Modus-2-Wissenschaft* (Gibbons et al. 1994; Nowotny et al. 2001)¹² ausgedrückt, die ihre eigene Selbstreferentialität, Pluralität und Unsicherheit anerkennt. Schneidewind/Singer-Brodowski (2014: 121ff.) sprechen inzwischen sogar von einer *Modus-3-Wissenschaft*, Funtowicz/Ravetz (2003) diagnostizieren eine »post-normal science«. Letztere zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass Probleme nicht vor Disziplingrenzen Halt machen. Zentrale Frage- und Themenstellungen werden (implizit oder explizit) vom gesellschaftlichen Kontext mitformuliert und nicht allein vom Feld der institutionalisierten Wissenschaft definiert (Braun-Thürmann 2010. 79).¹³ Virulente Fragen der Gesellschaft (z.B. Klimawandel, Terrorismus, Energiewende, Gentechnik, Sterbehilfe etc.) können immer seltener allein von wissenschaftlichen Experten oder Ethikkommissionen geklärt werden, sondern benötigen stärkere Bürgerbeteiligung – zumindest ist dies politisch gewollt. Entsprechende Debatten können und werden nicht mehr allein von Juristen und Technikern entschieden, sondern erfordern einen öffentli-

11 Michael Burawoy selbst fiel z.B. auf der Tagung *Public Sociology* an der Universität Jena (Januar 2014) immer wieder in das Vokabular des *Transfers* zurück, obwohl sein »Manifest« (Burawoy 2005a) 18 mal den Begriff Dialog (in verschiedenen Schreibweisen) enthält.

12 Die Vorstellung von einer *Modus-1-Wissenschaft* geht dabei auf das Idealmodell des wissenschaftlichen Arbeitens bei Newton zurück und basiert auf einer klaren Trennung zwischen wissenschaftlichen Institutionen und deren gesellschaftlichen Umfeld, einer Konzentration der Wissensproduktion in Universitäten, einer an wissenschaftlichen Disziplinen ausgerichteten Ordnungsstruktur der Forschung und einer Bewertungs- und Rechtfertigungspraxis innerhalb einer akademischen Fachgemeinschaft (*scientific community*).

13 Dieser *Kontextualisierungsthese* ging einige Jahrzehnte bereits die *Finalisierungsthese* voraus, die ebenfalls der Vorstellung autonomer Wissensproduktion widersprach (Böhme et al. 1973).

chen Diskurs über die Frage, wie wir leben wollen. Angesicht massiver sozio-ökonomischer und ökologischer Probleme werden die Erwartungen der Öffentlichkeit an Wissenschaft – bei gleichzeitigem Autoritätsverlust – immer größer. Fragen der Zeit können nicht (mehr) stellvertretend von einer einzigen Disziplin definiert werden. Vielmehr ist es an der Zeit, die »Problematisierungshorizonte« (Bude 2005: 378) außerwissenschaftlicher Akteure mit in die Wertschöpfungskette öffentlichen Wissens einzubeziehen. U. Beck (1990: 12) spricht sogar von einem neuen Problemtypus, der »zweifellos die humane und gesellschaftliche Substanz unseres Zusammenlebens« nicht nur berührt, sondern geradezu erschüttert. Dies ist exakt jener Problemtyp, den Brewer (2013: 202) plastisch »wicked problems« nennt, ein Set zusammenhängender, »hinterlistiger« Herausforderungen, die sich von selbst als dramatische öffentliche Angelegenheiten darstellen und die durch ihre Existenz die Zukunft der Menschheit (insgesamt) betreffen. Vor dem Hintergrund dieses Problemtypus müssen zunächst grundlegende Fragen öffentlich ausgehandelt werden, was zu einer politisierenden Öffnung von Wissenschaft führt.¹⁴ Vor diesem Hintergrund macht es nun Sinn zu fragen, wo denn genau die notwendige Öffnung stattfinden könnte.

Mit Brewer (2013: 40ff.) lassen sich gegenwärtig drei grundlegende Wissenschaftsauffassungen in den Sozialwissenschaften unterscheiden. Sie machen deutlich, dass und wie sich das Potenzial Öffentlicher Soziologie in Bezug auf disziplininterne normative Richtlinien fundamental einschränkt.

Erstens kann unter Wissenschaftsloyalität oder Wissenschaftsüberaffirmation (*science-loyalism*) eine starke Orientierung der Sozialwissenschaften an den Naturwissenschaften verstanden werden. Dies mündet in eine Unterbetonung von *social* und eine Überbetonung von *science*. Letztlich *emulieren* die Vertreter dieser Wissenschaftsauffassung das Programm der Naturwissenschaften, um an die Monopolisten im Feld der Wissenschaft anzuschließen, auch wenn diese Bemühungen am Ende vergeblich sind (vgl. Flyvberg 2001, 2008). Bastow et al. (2014: 30) behaupten gar, dass dies zur Entwicklung identischer methodischer Ansätze führe, die auf replizierbare Evidenz fußen, was simulative, mathematische, statistische und tendenziell deduktive Verfahrensweisen und Methoden nahelegt. Insbesondere gelten hierbei quantitative Daten als der Königsweg, um ein »Abbild der Gesellschaft«¹⁵ zu erstellen. Zweitens bedeutet Wissenschaftsaffirmation (*science-affirmation*) diejenige Einstellung, bei der die Idee der Wissenschaftlichkeit zwar aufrechterhalten, dennoch eine Unterscheidung zwischen den Methoden der Natur- und denen der Sozialwissenschaften betont wird. Trotz der Distanzierung von quantitativen Methoden wird von einer typischen und strikten Abfolge von Beobachtung, Beschreibung, empirischer Datensammlung, Interpretation und Theoriebildung ausgegangen.

14 Vgl. hierzu U. Beck (1990: 16ff.): »Wissenschaft [...] öffnet [...] die Tore für öffentliche Dispute, Befürchtungen, Standpunkte und Mitbestimmungen. [...] Gesellschaft selbst ist zum Labor geworden, d.h. Wahrheitsfindung ist nicht nur vielstimmig, sondern auch öffentlich geworden.«

15 Vgl. z.B. die Selbstdarstellung des Sozio-oekonomischen Panels <http://www.diw.de/de/soep> (zuletzt aufgerufen am 25.11.2014). Diese Wissenschaftsauffassung wurde klassisch bereits von C. Wright Mills (1963: 34) als »abstracted empiricism« gebrandmarkt. Er (1963: 34) lehnte eine »sterile Nachahmung eines Bildes naturwissenschaftlicher Forschung« strikt ab.

Vor allem aber betonen Vertreter der affirmativen Wissenschaftsauffassung die Trennung von Beweis und Bewertung. Die Idee der Wertneutralität soll verhindern, dass die wissenschaftliche Beweisführung von den eigenen Werthaltungen deformiert wird.¹⁶ Schließlich kann drittens Wissenschaftsablehnung oder Wissenschaftsdistanz (*science-rejectionism*) in zwei Formen gegen-affirmativer Wissenschaftsauffassung beobachtet werden. Vertreter der ersten Teilgruppe sehen ihre Aufgabe darin, wissenschaftliche Methoden als Serie sozialer und/oder ideologischer (postmoderner) Praktiken zu dekonstruieren.¹⁷ Vertreter der zweiten Teilgruppe richten sie sich an humanistischen und literarischen Traditionslinien aus und heben hervor, dass sich ihr Untersuchungsgegenstand *strukturell* von denen der Naturwissenschaften unterscheidet. Diese drei Grundformen der Wissenschaftsauffassung erzeugen zunächst vollkommen unterschiedliche Möglichkeitsräume Öffentlicher Wissenschaft. Der Korridor Öffentlicher Wissenschaft wird jedoch durch weitere Einflussfaktoren weiter eingeschränkt.

Orientierung an neuen Leitdifferenzen

Als einer der Kernindikatoren für wissenschaftliche Verfahrensprinzipien gilt die Objektivitätsrichtlinie, sie sich nach Daston/Galison (2007) in die parallel zueinander existierenden Typen »Naturwahrheit«, »mechanische Objektivität« und »geschultes Urteil« gliedert. Diese handlungsleitenden Objektivitätsauffassungen unterscheiden sich ganz wesentlich bezüglich des *Hinzufügens* eigener Informationen durch den Wissenschaftler.

Neben persönlicher Wahlentscheidung, institutioneller Umweltorientierung und Wissenschaftsauffassung ergibt sich somit ein weiterer Einflussfaktor auf das Potenzial Öffentlicher Soziologie. So ist die loyal-überaffirmative Wissenschaftsauffassung tendenziell kongruent zu einer mechanischen Objektivität, während sich eine affirmative Wissenschaftsauffassung eher an die Idee des »geschulten Urteils« anlehnen wird. Dem dritten Typ, der gegen-affirmativen Wissenschaftsauffassung, weise ich die Idee einer »erzählerischen Wahrheit« (Selke 2013: 68) zu, um zum Ausdruck zu bringen, dass es sich bei einem dialogischen Typ Öffentlicher Wissenschaft eben gerade *nicht* mehr um Objektivität im Sinne herkömmlicher Wissenschaftsauffassungen handeln kann, sondern um einen erweiterten Validitätsradius durch Einbezug außerwissenschaftlicher Doxa. Oder wie Bude (2010: 21) in einem Zeitungsinterview darlegt: »Man muss die Leute mit ihren Wahrnehmungen und Kritiken ernst nehmen.« Hieraus entsteht eine Kombinatorik, die zunächst *potenzielle* Felder Öffentlicher Wissenschaft sowie korrespondierender Formen Öffentlicher Soziologie aufzeigt.

16 Daher in diesem Bereich auch der hypnotisch redundante Verweis auf das Werturteilspostulat von Weber (1988a, 1988b, 1995).

17 Zur disziplinären Distinktion nutzen sie Komposita wie Sozialphilosoph, Sozialhistoriker oder Sozialtheoretiker.

		Wissenschaftsauffassung (vgl. Brewer 2013: 40ff.)		
		Über-Affirmation (<i>science loyalism</i>)	Affirmation (<i>science affirmation</i>)	Gegen-Affirmation (<i>science-rejectionism</i>)
Umweltorientierung (vgl. Frischkopf 1974) & Persönlichkeitstyp (vgl. Bastow et al. 2014)	Innen (akademischer Output- Orientierung)	Mechanische Objektivität „Transfer“ durch Wissenschaftsmarketing und Wissenschafts- kommunikation (Outsourcing)	Geschultes Urteil (Eigenständige) „Übersetzung“ der komplizierten Fachsprache für ein Laienpublikum	Erzählerische Wahrheit Interventorische Aktivitäten in/mit der Öffentlichkeit; Publizistische Erzeugung von Debattenfähigkeit
	Außen (praktische Anwendungs- orientierung)	<i>Typ 1</i>	<i>Typ 2</i>	<i>Typ 3</i>
		Soziologie als „Instanz“ für gesellschaftliche Selbstreflektion („disziplinärer Bunker“)		Dialogisches Gesellschaftslabor (Soziologischer Experimentalismus)
Verfahrensrichtlinie/Leitdifferenz (vgl. Daston/Galison 2007 & Selke 2013)				

Abb. 1: Übersicht über das kombinatorische Feld der Sozialwissenschaften und korrespondierende Felder Öffentlicher Soziologie

Bei *Typ 1* handelt es sich um eine Form Öffentlicher Soziologie, die sich in akzeptanzsteigerndem Wissenschaftsmarketing oder einer breiter vermittelnden und professionell organisierten Wissenschaftskommunikation erschöpft. Hierbei wird Sozialwissenschaft weiterhin als disziplinäre Einheit vorausgesetzt, soziologisches Wissen wird in das Feld des Laienpublikums »transferiert«. Kennzeichnend für diesen Typ ist die Zusammenarbeit mit Wissenschaftsjournalisten, an die Übersetzungsleistungen ausgelagert werden. Als *Typ 2* treten tendenziell eher Fachvertreter auf, die sich eigenständig um die Reduktion der als notwendig erachteten Komplexität soziologischer Fachsprache für ein außerwissenschaftliches Laienpublikum bemühen und dies auch als eigene Übersetzungsleistung kennzeichnen.¹⁸ Trotz öffentlichkeitswirksamer Maßnahmen und Effekte sind beide Typen letztlich noch einer innerdisziplinären Perspektive verhaftet. Typ 1 und 2 verändern das kommunikative Verhältnis zwischen innen- und außenwissenschaftlichen Akteuren gerade *nicht*.

Für *Typ 3* besteht durch Bezugnahme auf eine gegen-affirmative Wissenschaftsauffassung und eine alternative Leitdifferenz die Möglichkeit, neue dialogische und interventonistische Forschungsformen im Sinne eines soziologischen Experimentalismus zu erproben und zu praktizieren. Öffentliche Soziologie dieses Typs strebt mehr an, als nur eine öffentlich sichtbare Übersetzungsdienstleistung für soziologisches Expertenwissen. Vielmehr ist mit der Idee des Gesellschaftslabors die Vorstellung einer neuen Wertschöpfungskette für die Produktion öffentlichen Wissens verbunden.¹⁹

18 Dieser Typ entspricht am ehesten der Figur des *traditionellen* Öffentlichen Soziologen bei Burawoy.

19 Oft auch als sozial robustes Wissen (Howaldt/Schwarz 2010: 18f.) bezeichnet. Dies kann explizit auch eine *kritische* Perspektive beinhalten, mit einer »Auffassung von Kritik als transformativer so-

Ging die sozialwissenschaftliche Verwendungsforschung noch von rekonfigurierten Relevanzsetzungen aus, also einem Verlust des wissenschaftlichen Charakters soziologischen Wissens in Praxisfeldern, kann eine Öffentliche Soziologie vom Typ 3 ihren Ausgangspunkt vielmehr *direkt* bei den Relevanzsetzungen der Öffentlichkeit(en) nehmen. Es geht dabei also nicht um die Frage, wie soziologisches Wissen den Weg in die Praxis findet und wie es dort »verwandelt« wird, sondern um eine Perspektive des Ko-Designs öffentlicher Forschung. Im Sinne einer »Archäologie lokalen Wissens« findet die Arbeit hier *mit* und *an* den in der Öffentlichkeit zirkulierenden Wissensformen statt.

Kerngedanke dabei ist die direkte und praxisnahe (auch experimentelle) Umsetzung von Handlungsmöglichkeiten in öffentlichkeitsnahen Aktionsfeldern. Dabei wird an konkreten Problemen der Praxis (vor Ort) angesetzt, um konkrete und möglichst nachhaltige Lösungen zu erarbeiten. Der dabei zustandekommende symmetrische Forschungskontakt entspricht dem Ideal einer nicht-autoritativen und dialogischen Wissenschaft. Die Kernidee besteht darin, Systemgrenzen zu überwinden, den inneren Zusammenhang von Erfahrung, Erforschen und Erkennen stärker zu betonen und neue soziale Formationen der Forschung entlang der Wertschöpfungskette von Wissen zu ermöglichen. Öffentliche Wissenschaft, die nunmehr dazu fähig ist, Systemgrenzen zu überschreiten, verläuft idealtypisch entlang von vier Prozessen: Bei der *Ko-Definition von gesellschaftlich relevanten Problemlagen* geht es zunächst darum, wie sich gesellschaftliche Problemfelder und Zukunftsthemen gemeinsam mit außerwissenschaftlichen Akteuren (Bürger, Unternehmen, NGOs etc.) definieren lassen. Bei der *Ko-Produktion von Wissen* stellt sich die Frage, wie gesellschaftlich relevantes Wissen dialogisch erzeugt werden kann, auch unter dem Risiko, dass es zu bestimmten Phänomenen keine eindeutige Aussage gibt. Durch die *wechselseitig* aufeinander bezogenen Übersetzungsverhältnisse von wissenschaftlichem/nicht-wissenschaftlichem Wissen (= Dialog) entsteht ein neuer Wissenstypus. Bei der *Ko-Praxis in lokalen Handlungsfeldern* steht dann das gemeinsame Handeln vor Ort im Mittelpunkt. Hierbei stellt sich die Frage, wie sich dialogische Lösungen zusammen mit außerwissenschaftlichen Akteuren erarbeiten lassen, ohne den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit aufzugeben. Schließlich rundet die *Ko-Präsentation von Lösungen* das Prinzip der Dialogizität entlang der Wertschöpfungskette öffentlichen Wissens ab und kann als Basis für einen gesellschaftlichen Diskurs gelten.

Dieser Reallabor-Ansatz setzt die Menschen in den Mittelpunkt, die mit ihren Handlungen innerhalb bestimmter Strukturen und ihren Bedürfnissen, Visionen und Wertvorstellungen Teil des Problems, aber gleichzeitig auch Teil der Lösung sind – und ohne die es keine Lösung geben kann.²⁰ In der Nachhaltigkeitswissenschaft ist es weitgehend Konsens, dass drei Arten von Wissen erzeugt werden müssen: Neben Theorien zur Erklärung bestehender Realitäten (Systemwissen) sollen auch Leitbilder für neue Realitäten vorgeschlagen (Zielwissen) sowie Modelle entworfen werden, um neue Realitäten zu ge-

zialer Praxis« (Wehling 2014: 27), wobei es darauf ankommt, dass dies eben auch eine *dialogische Praxis* ist.

20 Insofern geht dieser Ansatz weiter als z.B. die Idee von C. Wright Mills (1963: 41), man müsse die Menschen dazu befähigen, die eigenen Sorgen (»private troubles«) als strukturelle Veränderungen innerhalb »ihrer« Gesellschaft (»public issues«) zu erkennen.

stalten (Transformationswissen). Zukünftig wird sich also verstärkt die Notwendigkeit ergeben, Akteure und deren Vorstellungen miteinzubeziehen, folglich das System nicht nur von »außen« zu betrachten, sondern in das System mit einzusteigen, um Transformationswissen zu erzeugen. In Reallaboren werden diese Fragen aktiv und kooperativ beantwortet. Damit wird das Reallabor Öffentliche Soziologie im besten Fall zu einem Instrument gesellschaftlicher Orientierung.²¹

3 Sitz im Leben statt distanzierter Selbstberufung

Wie bereits im Prolog angerissen, bedeutet Soziologie für mich persönlich in doppelter Hinsicht Dienst *in* und *an* der Öffentlichkeit. Öffentliche Soziologie in der Form eines dialogisches Gesellschaftslabors wendet sich explizit gegen die Selbstanrufung der Soziologie als herausgehobene Instanz für das Gesellschaftliche und akzeptiert alle damit verbundenen Gratifikationskrisen, die letztlich immer auf dem (impliziten oder expliziten) Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit hinauslaufen. Die folgenden Prämissen sind sicher nicht vollumfänglich verallgemeinerbar. Aber sie machen einige der Leitlinien meiner eigenen Arbeit transparent. Im besten Fall sind einige Prämissen für eine »authentische« Öffentliche Soziologie verallgemeinerbar.

Wissenschaft mit Sitz im Leben anstatt abgeschlossener Einheit

Durch die bereits angedeuteten Erfahrungen in einem persönlichen Arbeitsumfeld ist Öffentliche Soziologie für mich kaum anders vorstellbar, als eine sich immer wieder im Alltag erneuernde Form der Forschung. Sie sollte sich mit ihrer Begriffswelt, ihren Modellen und Theorien nicht zu weit vom »vitalen Untergrund, von den Tatsachen der Erfahrung und der inneren Wirklichkeit der Menschen entfernen« (Maurer 2013: 15). Dieser angemessene Sitz im Leben darf sich dann aber gerade *nicht* in der komplexitätsreduzierenden Übersetzung wissenschaftlicher Erkenntniszusammenhänge auf die Ebene der Allgemeinverständlichkeit erschöpfen. Vielmehr besteht das zentrale Differenzkriterium in zwei praxeologischen Relationen zum Wissen. Zunächst in der *praktischen Erzeugung* von Wissen entlang einer dialogischen Wertschöpfungskette (Ko-Design von Forschung) und sodann in der *praktischen Anwendung* des Wissens in außerwissenschaftlichen Kontexten. Ob dies erfolgreich ist oder nicht, können eben gerade *nicht* Soziologen allein entscheiden, sondern nur alle Ko-Produzenten dieses Wissens gemeinsam.

21 Insofern nimmt dieses Modell Öffentlicher Soziologie Anleihen im Bereich »Bildung für Nachhaltige Entwicklung« (BNE) und der damit verbundenen Suche nach einer transformativen Wissenschaft (vgl. BUND 2012; De Haan 2003; MWK 2013; Schneidewind/Scheck 2013; WBGU 2011). Das an der Hochschule Furtwangen etablierte und von der United Nation University zertifizierte *Regional Centre of Expertise* folgt den Prämissen Transformativer Wissenschaft und kann als Reallabor für eine Öffentliche Wissenschaft im Bereich Bildung für Nachhaltige Entwicklung verstanden werden.

Bei dieser veränderten Validierungsperspektive rückt die Anwendersicht deutlich in den Vordergrund, was wohl auch erklärt, warum es eine Öffentliche Soziologie vom Typ 3 zwar nicht in der Praxis dafür aber im akademischen Feld schwer haben wird. Ein grundlegendes Hemmnis besteht darin, dass bei jedem Grenzgängertum zwischen Grundlagenforschung²² und angewandter Wissenschaft letztlich nur *innerwissenschaftliche* Akteure darüber urteilen, was als Wissen angeboten oder welche Wirklichkeitsausschnitte überhaupt fragend thematisiert werden. Exklusive nicht-öffentliche Wissenschaft, in deren Kontext Soziologie als dominante Perspektive für das Soziale auftritt, ist auch deshalb so beliebt, weil man damit »unter sich« bleiben kann und Erwartungen prinzipiell berechenbar sind. Codes, Rituale und Differenzkriterien sind aufgrund der vereinheitlichten innerwissenschaftlichen Sozialisation vertraut, d.h., der Maßstab des Urteilens ist prinzipiell wohlbekannt. Ganz anders sieht es im *außerwissenschaftlichen* Feld aus. Dort herrschen kontingente Maßstäbe des Urteilens in Abhängigkeit von vielfältigen (lokalen) Kontexten und (persönlichen) Konstellationen vor. Öffentliche Soziologen müssen sich einer nicht vertrauten Welt ausliefern, in der die Codes, Rituale und Bewertungsmaßstäbe eben unbekannt, intransparent oder sogar irrational erscheinen.

Wohl auch deshalb wird diese an sich fruchtbare Inversion der Forschungsperspektive zwar vielfach (theoretisch) erkannt, meist aber (praktisch) verweigert. Stattdessen wird weiterhin eine elitäre und autoritative Sichtweise reproduziert. Prototypisch versucht etwa Henkel (2011) die Trennung der Soziologie in »praxistaugliche Ergebnisse« und »praxisferne Sozialphilosophie« aufrecht zu erhalten. Als Lösung und Kunstgriff bietet sie daher an, die Zweiteilung durch das Konzept der »handlungsentlastenden Aufklärung« zu ersetzen. Derart soll Soziologie zu einer »Instanz gesellschaftlicher Selbstreflexion« werden (Henkel 2011: 173). Eine derartige Soziologie kann sich gerade nicht durch einen »Sitz im Leben« auszeichnen, weil das Vorhandensein einer besonderen »Perspektive« vorausgesetzt wird. Die hypnotisch redundanten Unterstellungen einer genuin soziologischen Sichtweise oder einer irgendwie ausgezeichneten Perspektive gehören zum Selbstdarstellungsrepertoire von Soziologen. Die inzwischen institutionalisierten Nachwirkungen erlernter Pathosformeln, z.B. die des »soziologischen Blicks« bei Simmel (1992: 882), sind dem Fach gerade nicht angemessen. Die Unterstellung eines *besonderen* Reflexionspotenzials sagt letztlich mehr über die früh erlernten Distinktionsbemühungen des Sprechers aus, als über das tatsächliche Potenzial einer Disziplin. Nur weil es kein »normativ gültiges Paradigma zur Beobachtung des Sozialen« (Henkel 2011: 174) gibt, entsteht daraus noch keine besondere Kompetenz im Umgang mit Kontingenz.

Kritiker wie Trivers (2013) sehen darin sogar genau das Gegenteil von Kompetenz und bemühen das Argument, dass eine vorparadigmatische Wissenschaft auf einer institutionalisierten Selbsttäuschung beruhe. Je stärker dabei der gesellschaftliche Bezug des

22 Vor einer Überhöhung des Begriffs ist dabei zu warnen. Ich erinnere gerne daran, wie Wernher von Braun Grundlagenforschung definierte: »Grundlagenforschung ist das, was ich tue, wenn ich nicht weiß, was ich tue.« (ohne Quellenangabe)

Faches, »desto größer werden die Verzerrungen aufgrund von Selbsttäuschung und desto stärker hinkt das Fachgebiet den weniger gesellschaftlich ausgerichteten Disziplinen hinterher« (Trivers 2013: 427ff.). Hieraus wird letztlich die Überlegenheit der überaffirmativen naturwissenschaftlichen Disziplinen abgeleitet. Selbstzweifel gehören aber nicht zum Basisrepertoire einer Disziplin, die sich als »Instanz« betrachtet und so kommt Henkel (2011: 174) stellvertretend zu folgender Behauptung: »Wenn Gesellschaft nicht länger auf universalen Dogmen oder Ontologien beruht – wer, wenn nicht die Soziologie ist *berufen*, auf das Auch-anders-Möglichsein hinzuweisen?« Die Annahme dieser Berufung und die Unterstellung, dass die »intellektuelle Leistung des Kontingenz-Denkens« (Henkel 2011: 175) sowie Detailreichtum und ein höheres Analyseniveau als Alleinstellungsmerkmal für die Soziologie zu vereinnahmen seien, ist Ausdruck fachspezifischer Überheblichkeit. Sprache ist und bleibt verräterisch: Der Begriff »Instanz« stammt wörtlich vom lateinischen *instantia* ab und bedeutet »abgeschlossene Einheit«. Ein zusätzlicher Irrtum besteht in der impliziten Annahme, man könne *sich selbst* berufen. Spätestens hier stellt sich die Frage, ob die immer wieder betonte Notwendigkeit zur Distanz zum Untersuchungsgegenstand sich nicht vielmehr als Folge dieses Denkens – nicht also als seine Vorraussetzung – in die Praxis einschleicht. Die Unterstellung von »Berufung« der Soziologie als gesellschaftliche »Instanz«, erweist sich letztlich selbst als Dogma. Die Idee einer abgeschlossenen Einheit, deren gesellschaftliche Legitimation auf einer Selbstberufungslehre fußt, entstammt einem anachronistischen und überaffirmativen Wissenschaftsverständnis. Der Wunsch nach einer abgeschlossenen Einheit gleicht eher dem Bild des statussichernden »disziplinären Bunkers« als dem Konzept einer *integrativen* Sozialwissenschaft mit Sitz im Leben.

Wechsel von Innen- und Außendienst

Öffentliche Soziologie meint vor allem Kontakt und Dialog mit außerwissenschaftlichen Akteuren ›auf Augenhöhe‹. Es geht dabei aber nicht um die ausschließliche Beschränkung auf öffentliches Forschen, sondern vielmehr um einen rhythmischen Wechsel von Innen- und Außendienst. In der hier vertretenden Position wird Soziologie als Öffentliche Wissenschaft vielmehr als grundlegend neue Wertschöpfungskette von Wissen und ständige *Wechselwirkung* zwischen »professioneller«, »kritischer« und »angewandter« Wissensproduktion (im Sinne Burawoys) aufgefasst. Dies zieht auch einen Wechsel der Dienstorte zwischen »Innen« und »Außen« nach sich. Zugespitzter formuliert: Allein mit (»professioneller«) Soziologie im Innendienst wird auf Dauer das Produkt »Soziologie« höchstens noch Nischenmarktfähigkeit behaupten können. Es wird vielmehr gerade der (sichtbare, expressive) Außendienst sein, der die Nachfrage nach soziologischem Wissen ankurbelt, ohne dabei explizit Soziologie als Disziplin, Marke oder Instanz in den Vordergrund zu rücken. Vor allem geht es darum, den »Schubert-Effekt«²³ zu vermeiden: die

23 Franz Peter Schubert (1797-1828) stellte sich gerne als verkanntes Genie dar, der seine Meisterwerke unbeachtet von der Öffentlichkeit schuf. In der Tat hatte er mit seinen Großwerken (z.B. Sinfonien,

Attitüde, sich als Innendienstler davor zu scheuen, sich der Nachfrage nach »unterkomplexen« Trivialitäten seitens der Öffentlichkeit zu stellen. Vielen Akademikern erscheint es unmöglich, in Narrativen von ihren Entdeckungen zu sprechen. Wie Carey (2012: 7) aber feststellt, führt dies zu selbstreferentiellen Absurditäten: »Intellectuals believe in giving the public what intellectuals want.« Wer sich hinter dem Komplexitätsargument versteckt, zeigt eigene Defizite, nicht die seiner (potentiellen) Publika. Öffentliche Soziologie vom Typ 3 sollte deshalb gerade keine weitere Ausdifferenzierung in eine neue Art der Ausübung von Soziologie anstreben, sondern verlangt nach der *Integration* vorhandener Kompetenzen und den *gleitenden* Übergang zwischen verschiedenen Wissensarenen anstatt immer wieder nur Expertenwissen »herunterbrechen« zu wollen.

Wütende Wissenschaft als Kunst der Einmischung

Zur Suche nach einer authentischen Rolle gehört es auch, Empörung über Missstände zuzulassen, anstatt diese (scheinbar) distanziert zu analysieren. Gefühlte Empörung über eine Gesellschaft, in der man *nicht* leben möchte, macht anfällig für Krisenthemen. Und gehört nicht Krisenbewusstsein zur Grundausstattung und zum Handwerkszeug von Soziologen? Damit gehört eine »Grundwut«, wie das der Schriftsteller Peter Handke (2014) nennt, ebenfalls zur Öffentlichen Soziologie vom Typ 3. Etwas abgemildert ließe sich von ethischer Beteiligung sprechen, die Brewer (2013: 203) für einen Wesenszug der *Public Social Science* hält und die er der (scheinbaren) Unbeteiligung der Vertreter (über-)affirmativer Wissenschaftsauffassungen gegenüberstellt.

Durch neue Wissensproduktions- und Wissensdiffusionspraktiken verändert sich auch das Verständnis von Wissensqualitäten selbst. Nun erlangen Wissensbestände Relevanz, »die zuvor noch als ›normativ‹, ›unwissenschaftlich‹ oder ›politisch‹ fortgewischt wurden« (G. Beck 2013: 28); durch die Einbettung der Wissensproduktion in außerwissenschaftliche Kontexte erfolgt eine Kontaminierung durch Wertungen. Methodentreue wird zunehmend durch komplementäre Kriterien wie etwa der Problemlösungskompetenz in Bezug auf gesellschaftliche Herausforderungen in konkreten Anwendungsbezügen relativiert. Damit stellt sich auch für die Soziologie erneut die Frage nach dem adäquaten Umgang mit der Wertgebundenheit soziologischen Wissens (Hammersley 2014), denn letztlich ist keine Wissenschaft wertfrei.²⁴ Schon der Themen- und Methodenwahl liegt ein impliziter Normativismus zugrunde. Ian Wilkinson (zit n. Brewer 2013: 202) spricht explizit davon, das Sozialwissenschaften sich nicht in »trockenen« (vielleicht sogar besser: vertrockneten) Übungen erschöpfen solle. Schon allein deshalb, weil auch Sozialwissenschaftler moralische soziale Wesen sind und moralisch in soziale Beziehun-

Opern) keine große Wirkung in der Öffentlichkeit. Der wesentliche Grund dafür lag darin, dass er die Öffentlichkeit selbst nicht suchte. Die T-shirts mit der Aufschrift »Besserwisser«, die anlässlich des Soziologiekongresses 2010 in Frankfurt verteilt wurden, sind eine zeitgemäße Interpretation des »Schubert-Effekts«.

24 Auch Wissenschaft ist (mit Popper formuliert) nur eine Form von (bislang nicht widerlegter) Meinung (griech.: *doxa*; lat. *opinio*).

gen mit anderen eingebettet sind. Die Folgerung daraus ist so simpel wie radikal: »Value conflict is inevitable« (Wilkinson zit n. Brewer 2013: 202).

In meinem Buch »Schamland« (Selke 2013: 14) kam ich erstmals auf die »Grundwut« zu sprechen:

»Meine Soziologie«, so schrieb ich, »ist eine wütende Wissenschaft. Sie ist nicht neutral, sondern interesegeleitet [...]. Eine normativ engagierte Gesellschaftsforschung, die hoffentlich an manchen Stellen die Kraft hat, die herrschende Sprachlosigkeit zu beenden, weil sie die Sprache der Gesprächspartner ernst nimmt.«

Bei aller *innerdisziplinären* Kritik an dieser Position war genau *das* eine erfolgreiche Kontaktsprache zu einer *außerdisziplinären* Öffentlichkeit, die intuitiv verstand, dass es bei gesellschaftlich relevanten Themen keine Wissenschaft ohne Interessen geben kann.²⁵ Wütende Wissenschaft ist aber kein *simples going native*. Es ist vielmehr der Gegenpol zur uninformierten Ignoranz einiger Medien sowie zur affektregulierten Distanziertheit einiger Experten, die im Leiden der Anderen lediglich eine passende Projektionsfläche für das eigene Karrierekalkül finden. Es ist ein Mythos, dass Soziologie nur dadurch überraschende Einsichten gewinnen kann, indem sie ihre Forschungsgegenstände distanziert und illoyal betrachtet. Vielmehr entsteht erst in der Verbindung von Augenschein und Analyse eine Form der Erkenntnis, die nützlich ist im Sinne der Ermöglichung gesellschaftlicher Transformationen. Es ist leicht, dies als »unwissenschaftlich« zu deklassieren. Neu ist es indes nicht. Schon C. Wright Mills ließ sich explizit von Zorn leiten und wollte kein »glücklicher Roboter« auf dem Feld der Wissenschaft sein, was ihm prompt die Ablehnung vieler Fachkollegen einbrachte (Birnbaum 1963: 16ff.).

Elegante Wissenschaft ohne Fassadenkonstruktionen

Öffentliche Soziologie vom Typ 3 gleicht einer ständigen Suche nach der angemessenen Form des Schreibens. Es schmerzt, dass die Soziologie weitgehend auf ihre *ästhetischen* Möglichkeiten verzichtet. Insbesondere hat sie keine legitime und zugleich ansprechende »contact language« (Galison 1997: 783) herausgebildet. Im Gegenteil: Deren Anwendung wird nach wie vor sanktioniert. Das hat verheerende Folgen – nicht nur für die öffentliche Akzeptanz der Soziologie, sondern auch für die disziplinäre Sozialisation. Mit jeder Kohorte von Sozialwissenschaftlern vertieft sich eine fragwürdige sprachliche Erbteilung durch weitere Mutationen und fördert somit die Entstehung von Hybris auf der Basis intendierter Unverständlichkeit.

Es reicht einfach nicht aus, sich als wissenschaftliche »Instanz« zu verstehen und das »soziologische« Wissen allgemeinverständlich für ein »Laienpublikum« komplexitätsreduzierend zu übersetzen. Vielmehr sollte es darum gehen, bereits im Innendienst eine elegante Wissenschaft *ohne* Fassadenkonstruktionen zu betreiben. Zygmunt Bauman

25 C. Wright Mills ließ in seinem über 400.000 Mal verkauften Bestseller *Listen Yankees* (1960) die von ihm besuchten Kubaner zu Wort kommen, die auf diese Weise seinen amerikanischen Landsleuten ihre eigenen Wahrheiten nahebrachten (Birnbaum 1963: 21f.).

(2014: 2) polemisiert prominent, dass die Soziologie ihr Potential nicht verwirkliche. Grund dafür seien eben die zahlreiche Barrieren, die sich zwischen Disziplin und ihre öffentliche Wahrnehmung schoben: dauernder Methodenfetischismus, Betonung der Wertneutralität sowie esoterische Fachsprache(n). Er behauptet in Anlehnung an Andrejski (1974) sogar, dass auf diese Weise aus der Soziologie eine »wissenschaftliche Hexerei« würde, die ein Eigenleben entwickle, weit entfernt von den menschlichen Wesen, die es vermeintlich zu beobachten, zu untersuchen und zu analysieren gilt – ausgehend von der Tatsache, dass der »Rohstoff« der Soziologie menschliche Erfahrung ist. Es soll, so deutet Bauman (2014) es an, Soziologen geben, die sich hinter den von ihnen selbst errichteten Barrieren geradezu verstecken. Besonders deutlich wird dies in der ebenso polemischen wie hilfreichen Publikation *Learn to write badly. How to succeed in the social sciences*. Ihr Autor, Michael Billig (2013: 2), erinnert sich noch sehr genau an seine eigene akademische (Fehl-)Sozialisation. Als er über einen unverständlichen Text ins Grübeln gerät, fragt er (2013: 2) sich: »Was it my failure to understand or was it that a writer, who had actually been published, really had so little to say? I could hardly believe the latter possibility.« Die damit verbundene Entwicklung fasst Bauman (2014: 3) in nur einem vernichtenden Wort zusammen: Irrelevanz. Er fordert daher konsequent, dass die Soziologie vor der Soziologie »gerettet« werden müsse. Die Barrieren zwischen Wissenschaft und Umwelt basieren aber auf habituellen Fassadenkonstruktionen, die sich gerade *nicht* »herunterbrechen« lassen, weil sie für die Fassadennutzer höchst funktional sind. Dieser Typus von Barrieren muss daher durch ein verändertes Selbstbild aus der Welt geschafft werden – was es allerdings nicht gerade einfacher macht.

Es gilt also, eine elegante Wissenschaft ohne aufgepinselten Firnis zu (er)finden sowie aktiv und selbstbewusst zu betreiben. Die anvisierte Barrierefreiheit hängt sehr eng mit der Form soziologischen Schreibens zusammen. Kann es in der Soziologie etwas geben, das in der Literatur selbstverständlich ist, Eleganz? Wie aber könnte eine elegante Soziologie aussehen, die Komplexität erhält und dennoch Verständlichkeit ermöglicht? Ist es eine Soziologie, die (schwer Verständliches) zusammenträgt und neu ordnet? Eine Form, nicht unähnlich dem, was der Medienphilosoph Frank Hartmann (2000: 329f.) als Samplingtechnik in einer »DJ-Culture« beschreibt? Wie kann ein anschlussfähiger Sound der Überzeugung aussehen, der die üblichen apathischen Sprachformen und die »Wittgensteinschen« Zergliederungen von Texten ablöst?

Dieser Sound entsteht wohl vor allem durch Verzicht und Weglassen.²⁶ Aber Öffentliche Soziologie vom Typ 3 benötigt Texte, die mehr bieten, als nur (versteckte) Hinweise auf den eigenen akademischen »Stallgeruch« und die damit verbundene Selbstzuschreibung wissenschaftlicher Exzellenz und Seriosität. Texte kommen auch ohne Anzeichen demonstrativer Bildung aus. Es ist unnötig und überflüssig, einen Großteil des Textraumes (oder Zeit bei Vorträgen) für Positionierungsgesten zu verbrauchen. Wäre es stattdessen nicht ratsam, auf die ewig gleichlautende aufgeschäumte Sprache zu verzichten?²⁷

26 Es muss ja nicht gleich bis zum Verzicht auf grammatikalische Regeln führen, wie Pinker (2014) in seinem Buch *The Sense of Style* vorschlägt.

27 Allein der Verzicht auf das allgegenwärtige »situieren«, »generieren«, »tangieren«, »exemplifizie-

Leider aber werden noch zu viele Ressourcen in den Aufbau dieses Vokabulars gesteckt, weil seine Anwendung zumindest innerdisziplinäre Gewinne verspricht. So erzeugen »theoretische Tieferlegungen« und »thematische Ausleuchtungen« genau die Eigentümlichkeiten, die den außerdisziplinären Irrelevanzverdacht weiter nähren und aus dem semantischen Feld der Soziologie ein fast unbetretbares Minenfeld machen.

Resonanzfähigkeit statt sprachlicher Deformationen

Die Grundregel sollte daher sein, resonanzfähig zu schreiben. Eine Sprache, die sich an alle richtet, braucht keine Fassadenkonstruktionen. Der Ethnologe und Schriftsteller Hubert Fichte (2001: 11) bringt es in seinen *Ketzerischen Bemerkungen für eine neue Wissenschaft vom Menschen* auf den Punkt: »Die Sprache des wissenschaftlichen Weltbildes hat sich die Welt ähnlich gemacht, und die Verkrüppelung unserer Welt.« Statt um das »Kon-turieren des Vagen« in der Form von »sprachlichen Umweltkatastrophen« geht es vielmehr um Anschlussfähigkeit, denn: »Jede menschliche Tatsache lässt sich so formulieren, dass sie der gutwillig Interessierte nachvollziehen kann« (Fichte 2001: 17). Fast schon verbittert beschäftigt sich Fichte (2001: 11f.) mit den Verkrampfungen der Sprache als »Ausdruck von Verhaltensstörungen« und nimmt »aseptische Riten«, »quasisyntaktische Litaneien« und »heuchlerische Übertreibungen« innerhalb geschlossener Wissenschaftszirkel in den Blick, die Wissenschaft zum Knechtungsakt machen (vgl. Warnke 1979). Auf diese Glasperlenspiele und Fremdwortakrobatik lässt sich durch Ballastabwurf reagieren.²⁸ Die gängige Schreibpraxis dämonisiert jedoch (schon im Studium) gerade diesen Ballastabwurf. In einem von Unsicherheit angetriebenen semantischen Wettrüsten steigert sich die Unverständlichkeit der Texte dadurch von Jahr zu Jahr. Wer aber »Jargon braucht«, so stellt der Philosoph John Searle (2012: 344) fest, »hat nichts zu sagen«.

Verständlichkeit und Einfachheit sind klassische Regieanweisungen und schon bei C. Wright Mills zu finden, der eine »Wirklichkeitswissenschaft im empathischen Sinne« schaffen wollte (Damitz 2013: 256). Das soziologische Denkvermögen siedelt Mills aber *in den Köpfen des Publikums* an und hält es nicht für eine Eigenschaft der »Instanz«-Soziologie – es wäre daher angebracht, das Thomas-Theorem einmal auf die Soziologie selbst anzuwenden. In der Sichtweise Mills drückt sich ein appellativer, vielleicht sogar pädagogisierender Hintergedanke aus. Öffentliche Soziologie bedeutet bei Mills mehr als nur die Befähigung der Öffentlichkeit zum Nachvollzug »soziologischen Wissens«, sie erschöpft sich also nicht allein in »heruntergebrochener« Kommunikation von Fachwissen für Laien. Vielmehr geht es darum, vom Publikum wie auch vom Wissenschaftler

ren« oder »rekurrieren« wäre ein gewaltiger Gewinn an Verständlichkeit und zwar ohne den geringsten Verlust an Tiefe.

28 Wenn man sich z.B. an Voltaire orientiert: »Jede Form zu schreiben ist erlaubt, nur nicht die langweilige«. Oder an den berühmten Schreibregeln von Elmor Leonard, dessen Masterregel lautet: »When something sounds like writing, I rewrite it.« Wer diese Regel befolgt, lernt vor allem Überflüssiges wegzulassen. Oder seine Inhalte einem Leser gegenüber wertschätzend zu präsentieren: »Try to leave out the part that readers tend to skip« (Regel Nr. 10).

eine *dialogische Komplizenschaft* zu fordern, die deutlich macht, dass Bürger nicht Öl, sondern Sand im Getriebe des Weltgeschehens sind.²⁹

Vor allem geht es darum, Resonanzfähigkeit zu *legitimieren* anstatt dagegen zu *polemisieren*. Wer Resonanzfähigkeit mit Popularisierung verwechselt (z.B. Hitzler 2012) verweigert sich aus Standesdünkel heraus dem Projekt der Öffnung der Soziologie und verharrt in der Modus-1-Wissenschaftsauffassung, obwohl die Zeit reif ist für eine Modus-3-Soziologie; und ignoriert zugleich, dass eine Popularisierung sozialwissenschaftlichen Wissens – wie die Verwendungsforschung zeigte – sowieso passiert. Resonanzfähigkeit in außerwissenschaftlichen Bezirken, d.h. kommunikative *und* kognitive Anschlussfähigkeit, darf nicht länger als die »Ursünde« einer Öffentlichen Soziologie gelten, sondern sollte gelehrt, gefördert und gewürdigt werden.

Narrative Wissenschaft zwischen Faktualität und Fiktionalität

Zu behaupten, das kommunikative Band zwischen Soziologie und Öffentlichkeit ließe sich allein durch die Vermeidung komplizierter Sprachspiele oder Verzicht auf den »esoterischen Charakter« (Damitz 2013: 257) des Fachvokabulars vermeiden, greift – bei aller Richtigkeit der Diagnose – letztlich immer noch zu kurz. Wenn es stimmt, dass der einzig gangbare Weg für eine Öffentliche Soziologie über die Massenmedien und deren der Aufmerksamkeitsökonomie unterworfenen Selektionskriterien führt (Osrecki 2011), dann bedeutet dies jedoch nicht, dass der »Nachrichtenwert« (was auch immer das genau ist) allein für die kommunikative Anschlussfähigkeit verantwortlich ist. Ich sehe noch einen anderen Weg, den Weg über identitätsstiftende Geschichten.

Gesellschaften folgen Erzählungen. Diese großen und kleinen Erzählungen sollten für die Soziologie nicht allein in analytischer sondern auch in narrativer Hinsicht interessant sein. Oder noch einen Schritt weiter gedacht: Öffentliche Soziologie vom Typ 3 könnte die Aufgabe haben, neue Narrative zu erzeugen und dabei eine »erzählerische« oder »poetische« Wahrheit in den Mittelpunkt rücken, die sich in einem erweiterten Validierungsradius einerseits sowie einer handlungsleitenden Komponenten andererseits zeigt.³⁰

Das Verlangen nach eleganter Wissenschaft mündet zwangsläufig in der Sehnsucht nach Geschichten. Damit ist ein Punkt markiert, an dem das Angebot der Soziologie

29 Mills zielt nicht allein auf verbesserte Wahrnehmung der Gesellschaft ab, sondern zudem auch auf gesteigerte Handlungsmächtigkeit der Bürgerinnen und Bürger. Sein Programm der soziologischen Denkweise ist ein Programm kognitiver, politischer *und* aktionaler Emanzipation. »Sie besitzen nicht diejenige Geistesverfassung, die wesentlich wäre, um das Ineinanderspiel von Mensch und Gesellschaft, von Biografie und Geschichte, das Selbst und die Welt zu erfassen. Sie können mit ihren persönlichen Schwierigkeiten nicht so fertig werden, dass sie die Strukturveränderungen, die diesen gewöhnlich zugrunde liegen, zu steuern vermöchten.« (Mills 1963: 40f.)

30 Der Begriff »poetische Wahrheit« stammt vom eigenwilligen französischen Philosophen Gaston Bachelard (1884-1962). Die dabei eingeflochtenen Begriffe, z.B. den der *surrationalen* Theorie, können an dieser Stelle nicht vertieft werden.

vollständig mit der Nachfrage verschmelzen könnte, anstatt lediglich eine inadäquate Wissenschaftsauffassung zu emulieren. Wissenschaft ist letztlich nicht anderes als die Konkurrenz von Geschichtenerzählern.³¹ Eigentlich sind Soziologen für diesen Wettbewerb als Geschichtenerzähler bestens gerüstet, besitzen sie doch Zugang zu einem wunderbaren Fundus exklusiver empirischer Daten aus allen möglichen Feldern – Gesellschaft als Labor. Nur werden diese Daten nicht immer so genutzt, dass daraus interessante und nachvollziehbare Geschichten entstehen. Leider ist der erzählerische Garten der Soziologie durch ein dichtes, teils extrem selbstbezügliches Begriffs- und Theoriegeflecht »überwuchert«.

Die vielfach betonte Nachfrage nach soziologischen Erzählungen³² muss allerdings bei der Freilegung der Erzählhaltung der Soziologie selbst beginnen. Für eine Öffentliche Soziologie vom Typ 3 gilt es daher zunächst, die Narrativität von soziologischen Theorien anzuerkennen und damit auch deren strategischen Einsatz als Instrument im Kampf um die Vormachtstellung im Feld der Wissenschaft. Die sprachliche Beschaffenheit von Theorien besteht aus wesentlich mehr als nur aus inhaltlichen Aussagen. »Theorien erzählen die Gesellschaft im Rahmen von Diskursen, denen eine besondere Semantik und ein konkretes ideologisches Engagement eigen ist« (Zima 2004: x). Jede Theorie hat also ihre eigene soziale Entstehungsgeschichte und ist mitnichten »objektiv«. Vielmehr drücken sie individuelle und kollektive Interessen auf einer sprachlichen Ebene aus. Oder kurz: Theorien sind interessensgeleitete Erzählungen. Wenn das implizite Interesse aber sowieso nicht aus der wissenschaftlichen Erzählung zu verbannen ist, könnten dann nicht auch andere Formen von (öffentlichen) Erzählungen verbreitet werden? Wenn die narrative Struktur so elementar in alle wissenschaftlichen (und damit auch soziologischen) Theorien eingeschrieben ist, warum gelingt dann nicht der nächste Schritt – die Flucht aus der Begriffsstrenge (wie z.B. bei Max Weber nüchtern zugespitzt) durch Narrativität? Bude (2005) deutet zumindest an, dass Ästhetik als Erfahrung eine Reduktion von Komplexität ermöglicht und Typen und Figuren handlungsleitende Elemente beibehalten, die sich gut mit dem »aufklärerischen« Programm einer Öffentlichen Soziologie im Sinne von C. Wright Mills vertragen. Auch Bauman (2014: 21) kommt immer wieder auf die Nähe »guter« soziologischer Texte zu Literatur im Allgemeinen und Novellen oder Metaphern im Speziellen zu sprechen und nennt dafür zahlreiche Vorbilder und Beispiele. Das Ziel einer narrativen Soziologie bestünde dann darin, nicht allein Fakten zu erzählen,³³ sondern (auch fiktionale) Geschichten zu nutzen, die das Wesentliche einer Epoche transportieren. Dabei werden die Verfahrensrichtlinien »Objektivität« oder »geschultes Urteil« – die beide einer Vorstellung der Wissenschaft als »Instanz« verhaftet sind – zugunsten »erzählerischer Wahrheit« aufgegeben, weil damit in induktiver Weise

31 So Heinz von Förster in einem Interview für den Film *Das Netz* (Lutz Dammbeck, 2004) kurz vor seinem Tod.

32 So fragt etwa Damitz (2013: 252): »Hat unser Fach soziologische Erzählungen zu bieten, die es einer interessierten Öffentlichkeit erlauben, die Gesellschaft, in der wir leben, ein Stück les-, versteh- und vielleicht sogar handhabbarer zu machen?«

33 Im anglo-amerikanischen Raum wird diese Technik als *narrative nonfiction* bezeichnet und ist überaus erfolgreich (vgl. Hart 2011).

surrationalen Relationen sichtbar werden. Eine narrative Soziologie bewegt sich damit auf dem schmalen Grade zwischen informierter Wissenschaftlichkeit und gegen-affirmativen Wissenschaftsauffassungen, solange diese sich auf das »innen« und die »Disziplin« berufen.³⁴

Konsequent zu Ende gedacht mündet dies darin, die Systemgrenzen zwischen den drei elementaren Erkenntnisformen Wissenschaft, Kontemplation und Kreativität aufzulösen (Zima 2004: ix) oder zumindest zwischen diesen Formen zu gleiten. Für den Anfang würde es schon reichen, die Grenze zur Literatur zu überschreiten. Soziologen sollten die Aufgabe, den Realitätshunger zu stillen und das »Herz der Gesellschaft« warm zu halten, weder Schriftstellern noch Esoterikern überlassen. Eine Schulungsmöglichkeit wäre sozialkritische Literatur, gesellschaftskritische Thriller, Gesellschaftsportraits, Reise- und Sozialreportagen und letztlich auch der etwas in Vergessenheit geratene Zweig der Ethnopoese.³⁵ Könnten sich nicht gerade Soziologen um die Umbrüche, die neuen Wirklichkeitserfahrungen sowie um die existentiellen Dringlichkeiten unserer Zeit kümmern? Denn wer, wenn nicht Soziologen, nimmt vor lauter Kleinteiligkeit die gesellschaftliche Wirklichkeit noch komplett auf, indem meisterhaft beobachtet, geistreich geschrieben und auch (ein bisschen) boshaft kritisiert wird? Das Format eines Gesellschaftsepos wäre eine lohnenswerte Aufgabe für eine narrative Soziologie. Und in diesem Epos darf es dann ruhig um Wahrscheinlichkeiten (»Fiktionalität«) anstatt um evidenzbasierte Wahrheiten (»Faktualität«) gehen. In diesem Gesellschaftsportrait sollten soziologische Typen Romanfiguren gleichen, weil genau das sie attraktiv für eine geschichtenverliebte Gesellschaft macht. Leider steht einer narrativen Soziologie bislang das konzeptionelle Argument im Weg, dass die Essenz soziologischen Denkens sich nicht an Objekten (also auch nicht an Figuren) festmachen ließe, sondern an Konstrukten (Hitzler 2012: 396). Für eine Soziologie als »Instanz« ist das ein liebgewonnenes und funktionierendes Schließungsargument: Soziologie muss sich in der Folge mit abstrakten Konzepten und Theorien befassen. Das erscheint aber nicht nur G. Beck (2013: 11) fragwürdig, der für eine »Sichtbare Soziologie« eintritt. Die Objekt- und Figurlosigkeit der Soziologie dient vielmehr allein der Grenzziehung und verhindert somit die Öffnung des Fachs entlang ästhetischer Ausdrucksformen, seien es Bilder oder Geschichten.

Erlebte Bücher und der hypnotische Sound der Erfahrung

Erlebte Bücher speisen sich aus dem Wissen, dass als »acquaintance with« bezeichnet wird und in Kontrast zum angelesenen »knowledge about« steht. Dies scheint auch für Filme zu gelten, zumindest wenn man Wim Wenders (2014: 62) folgt: »Ein Film muss auf

34 Auch diese Position ist stark biografisch geprägt: Während einer dreijährigen Recherchereise durch Deutschland und vieler Gespräche mit Armutsbetroffenen erkannte ich, dass die wesentlichen Fragen und Antworten nicht an Fakten und Beweisen, sondern an der Plastizität der vorgetragenen Geschichten hängen.

35 Vgl. zu konkreten Beispielen: <http://stefan-selke.tumblr.com/post/70075665633/choere-und-erzaehlerische-wahrheit> (zuletzt aufgerufen am 04.05.2015)

einer Erfahrung beruhen [...] sonst wird er eine pure Behauptung.« Damit rückt der Sound der Erfahrung allerdings verdächtig in die Nähe des Journalismus, was erneut ein Dilemma für eine Öffentliche Soziologie vom Typ 3 erzeugt. Bei Sudhir Venkatesh (2013) wird das sehr deutlich. Aus Angst, in die Aktivistin- oder Journalistenschublade gesteckt zu werden, unterwirft sich der bekannte, ethnografisch arbeitende Soziologe dem über-affirmativen Wissenschaftsverständnis. Aus Angst vor der fachlichen Stigmatisierung durch Kollegen orientiert der Autor sich an mechanischer Objektivität, obwohl er doch beim delikaten Tanz über die eigenen Daten unendlich viel erzählerische Wahrheit zu bieten hätte. Dies führt schnurstracks in die Sackgasse der Selbstverleugnung. Venkatesh kapituliert vor Kollegen, die ihn auf das »generalizability problem« aufmerksam machen. Er misstraut letztlich seinen eigenen Entdeckungen und Intuitionen.³⁶ Und erst *nachdem* ihm seine Anstellung als Professor an der Columbia University sicher ist, schreibt er das Buch *Floating Cities* im Stil seiner Vorbilder, z.B. Herbert Gans. Dies macht exemplarisch deutlich, dass die Antizipation von Autonomie im akademischen Milieu gerade unter NachwuchswissenschaftlerInnen zum Motivator für die kontinuierliche Anwendung von Selbstdisziplinierungsmechanismen mutiert. Solange die Opportunitätskosten noch so hoch sind, wird Öffentliche Soziologie vom Typ 3 nur von Randfiguren des akademischen Betriebs betrieben werden.

Trotzdem könnte gerade der Sound der Erfahrung die Grundlage einer narrativen Soziologie bilden, die öffentlichkeitswirksam ist. Der »Chor der Tafelnutzer« im Buch *Schamland* (Selke 2013: 121ff.) war mein persönlicher Versuch, die Technik der Vielstimmigkeit zur Beschreibung sozialer Wirklichkeit nutzbar zu machen und den Armen eine (vielfach geforderte) Stimme zu geben. Dazu setzte ich rund 500 Zitate von Armutsbetroffenen in die erste Person Plural und verdichtete die teilweise recht drastische Semantik zu einem in Sequenzen gegliederten Fließtext, um der von Clemens Sedmak (2003: 3) geforderten Plastizität, Vielschichtigkeit und Dringlichkeit einer »Option für die Armen« nachzukommen. Bei dieser Annäherung an das Ideal einer *dichten Beschreibung mit warmen Faktoren* verschwindet »der Erzähler hinter der lebendigen, scheinbar direkt zu der Leserin sprechenden Masse an Akteuren, die nun selbst von ihrer Lage [...] erzählen« (Gahrmann 2014: 27). Die Zitate werden damit nicht (nur) als Ornament fachwissenschaftlicher Analysen verwendet, sondern in ihrem ästhetischen und inhaltlichen Eigenwert betont.³⁷ Die Überlagerung der Stimmen von Zeitzeugen schafft hypnotisierende Denkmäler aus Sprache, fördert die Eindringtiefe in soziale Felder und fordert ein mehrdimensionales Verständnis von Gesellschaft heraus.

36 Vgl. Venkatesh (2013: 152): »None of my academic colleagues would be interested in a single person's experience, only those shared by the multitudes. [...] I would have to get a lot more n's before I could call it serious research.«

37 Dabei orientierte ich mich an dem wunderbaren, von Walter Kempowski ersonnenen Bild, dass Wind nur am Kornfeld darzustellen sei und nicht am einzelnen Halm.

»Voice« statt »Echo« – Haltung statt Nachbeten

Die Reproduktion von Knechtungsakten trägt dazu bei, dass Soziologie nur im Sinne einer »quasi sozial-aseptischen Tätigkeit« (Damitz 2013: 254) ausgeübt werden darf. Dieser vampirgleichen ›Blutleere‹ wollen sich diejenigen nicht unterordnen, die sich als ›Blutspender‹ verstehen, die Fülle und Sound selbst erfahren haben und an andere weitergehen möchten. Vor allem wird es in einer Öffentlichen Soziologie vom Typ 3 darum gehen, das dogmatische Tabu des Haltungsverbots aufzuheben, einer Grenzmarkierung, die wie jede andere überschritten werden kann. Ist das Neutralitätsgebot als Chiffre und Kurzform überhaupt (noch) plausibel? Oder dient es lediglich einer karriereförderlichen und zugleich indifferenten Semantik, die immer wieder bemüht wird, wenn die eigene Überlegenheit, Redlichkeit und Wissenschaftlichkeit herausgestellt werden soll? Damitz (2013: 255) macht darauf aufmerksam, dass eine Reformulierung notwendig sei, die Augenmaß bei der Formulierung sozialer Probleme in den Mittelpunkt rücke, also nichts anderes als ein *dialogisches* Verständnis Öffentlicher Wissenschaft und keines, das von einer Instanz als abgeschlossene Einheit ausgeht.

Die Anerkennung des allgegenwärtigen impliziten Normativismus in der Soziologie und ein entspannter Umgang mit der Frage darüber »wo der denkende Forscher aufhört und der wollende Mensch anfängt« (Weber 1988a: 157) ist die Grundlage für eine Öffentliche Soziologie mit Haltung, die sich öffentlich sichtbar auf der Bühne ihrer Zeit befindet. Je größer die Wahrscheinlichkeit, dass auch die Öffentlichkeit etwas von den Themen der Soziologie versteht, desto unwahrscheinlicher wird es, dass die selbst verordnete Haltungskeuschheit noch Sinn macht. Belege für (rebellische) Haltungen finden sich zahlreiche. Es geht dabei immer um den Zweifel an wertfreien Standpunkten sowie den Bezug auf persönliche Überzeugungen und vorthoretische Annahmen. Der Verzicht auf die Illusionsmaschine der Wertneutralität ist eine gedankliche Lockerungsübung, die in Zukunft zum disziplinären Handwerkszeug gehören sollte. Zugegeben, eine Gratwanderung. Aber erst diese macht eine als Dialog verstandene Öffentliche Soziologie akzeptabel.

Dies alles lässt sich in einem Appell zusammenfassen, der die Möglichkeit persönlicher Autonomie gegenüber institutionellen Strukturen betont: Öffentlicher Soziologie vom Typ 3 verlangt nach »Voice« und nicht nach »Echo«. »Voice« bedeutet, eine eigene Meinung und eine nachvollziehbare und erkennbare Haltung zu haben. Es bedeutet, sich in genau den Stilmitteln auszudrücken, die persönlich am besten beherrscht werden. Und dies ohne Angst davor, den innerdisziplinären Codes nicht mehr genügend zu entsprechen. »Voice« bedeutet aber auch, sich ernsthaft um eine Haltung zu bemühen, die zumindest zeitweise das eigene innerdisziplinäre Karrierekalkül durch ethisch fundierte Beteiligung an öffentlichen Debatten überschreitet und dabei Scheinheiligkeit und Double-Talk vermeidet. Es geht also auch darum, immer wieder Irritationsrezipient zu sein, anstatt sich nur als soziologischer Irritationsagent zu verstehen.

Es bedeutet auch, vom »Instanzdenken« abzurücken, das der Öffentlichkeit eine *Holschuld* der Soziologie gegenüber unterstellt und auf ein »Dialogdenken« umzuschalten, das endlich von einer *Bringschuld* des Fachs ausgeht. Auf Dauer werden Soziologen nicht gehört werden, wenn ihre Aussagen letztlich nur der Wiederhall eines globalen Zitierechos

sind und jeden Mut vermissen lassen, selbst um eine Ausdrucksform zu ringen. Eines der zehn Gebote für klassische Philologen von Karl Ludwig Lehrs (1802 – 1878) lautet: »Du sollst nicht nachbeten«. Genau das aber wird als Fachkultur exzessiv gepflegt und dem wissenschaftlichen Nachwuchs (alternativlos) vermittelt. Herleitungs- und Zitierketten dominieren gegenüber eigenen Gedanken. Abgesicherte Erklärungsmodelle ersetzen das Risiko eigener Thesen. Signalsprache und Absicherungsrhetorik als Distinktionsformen bewirken, dass überraschenden Wendungen Seltenheitswert haben. Wenn das »Echo« aber zur eigenen kommunikativen Gattung wird, könnte man sich vieles einfach sparen und vielleicht einfach nur nummerierte Zitate austauschen (U. Beck 1990: 13) oder am Ende eines Artikels den kopierten Leihschein der Hochschulbibliothek anhängen.

4 Dialogische Forschungspraktiken ohne Legitimitätseinbußen

Abschließend möchte ich skizzieren, wie sich aus meinen persönlichen Arbeitsbedingungen konkrete Projekte Öffentlicher Soziologie entwickelten. Meine Öffentliche Soziologie begann mit dem Aufbau und Betrieb der Webseite *tafelforum.de*, auf der Abholer von Lebensmitteln bei »Tafeln« erstmals *offen* und kritisch zu ihren Erlebnissen und Perspektiven berichten konnten. Sie mündete später in die Gründung des »Kritischen Aktionsbündnis 20 Jahre Tafeln«³⁸, der Konzeption und Produktion von drei (tafelkritischen) Videoclips im Stil des *Culture Jamming*-Ansatzes (Lasn 2005)³⁹ sowie der Planung und Durchführung von drei Aktionstagen zum zwanzigsten Gründungsjubiläum der bundesdeutschen Tafeln im Sinne einer kompetent informierten Gegenöffentlichkeit.⁴⁰ Meilensteine meines öffentlichen Engagements waren eine Rede auf einem Side Event bei der UNO in Genf zu Tafeln und Menschenrechten sowie eine Lesung auf der Kölner Dompfalte im Kontext des Kunstprojekts »Erbarmen als soziale Form«.⁴¹

Der Wechsel von einer Soziologie der Selbstberufung (die sich als Instanz von ihrer Umwelt abgrenzt) zu einem dialogischen Gesellschaftslabor hat weitreichende Folgen. Wenn es stimmt, dass Wissensproduktion organisierbar ist, dann muss sie in Zukunft auch *anders* organisierbar sein. Vorläufiges Ergebnis dieser Bemühungen ist das RCE, zertifiziert von der United Nations University. Dieses Kompetenzzentrum im Bereich »Bildung für Nachhaltige Entwicklung« ist eines von nur 5 RCEs in Deutschland und das erste und einzige in Baden-Württemberg. Im Kern dient es dazu, »wicked problems« mit

38 <http://www.aktionsbueundnis20.de> (zuletzt aufgerufen am 04.05.2015).

39 Die Produktion der Videos erfolgte zusammen mit Studierenden, eingebunden in eine Lehrveranstaltung (Studienprojekt). Vgl. <https://www.youtube.com/watch?v=MZWXn7ZHer4> (zuletzt aufgerufen am 12.09.2014). Fast alle medialen Produkte entstanden in Lehrprojekten.

40 Mit Lesungen, Podiumsdiskussionen, Kabarett, einer tafelkritischen Stadtrundfahrt und künstlerischen Aktionen sowie einer Demonstration vor dem Brandenburger Tor in Form einer (irritierenden) Tafelszene. Zusammenfassende Dokumentation unter: <https://www.youtube.com/watch?v=wcYHqbfjuSs> (zuletzt aufgerufen am 12.09.2014).

41 <http://stefan-selke.tumblr.com/post/86807289314/erbarmen-als-soziale-form> (zuletzt aufgerufen am 12.09.2014).

regionalem Maßstab gemeinsam mit den Akteuren vor Ort zu lösen und so vom Wissen zum Handeln zu kommen. Es verfolgt konsequent die Idee der *dialogischen Integration der außerwissenschaftlichen Doxa* und repräsentiert damit eine Synthese der neuen Wissenschaftsnarrative unter Einbezug Öffentlicher Wissenschaft. Es ist zudem Ausdruck meiner Vorstellung von Öffentlicher Soziologie, die sich gerade *nicht* von der Idee der »Flaschenpost« (Adorno) erschöpft, also einer Wissenschaft, die unterwegs ist, um »irgendwann« von »irgendeinem« Publikum »geöffnet«, d.h. genutzt zu werden. Es geht vielmehr darum, explizit und problembezogen in den *Dialog mit Öffentlichkeiten* vor Ort zu treten. Das RCE entspricht – zumindest zur schnellen Einordnung – vielleicht am ehestem dem Konzept einer *organischen* öffentlichen Soziologie (Burawoy 2005a) lässt sich mit Scheffer/Schmidt (2013: 259f.) aber auch als »praxeologische Reformulierung« Öffentlicher Soziologie einordnen. Hierzu dient auch das von mir gegründete *Public Sociology Lab*, das der hochschul(arten)übergreifenden Förderung öffentlicher Wissenschaften dient und sich als netzbasierte Initiative zur Erprobung und zum Erfahrungsaustausch anbietet.⁴² Vor allem geht es dabei um die Erprobung der Frage, wie viel disziplinäre Distinktion im Zeitalter der Postdisziplinarität noch notwendig ist, um erfolgreich vom Wissen zum Handeln zu gelangen. Es sollte deutlich geworden sein, dass ein dialogisches Gesellschaftslabor nicht von den Erfordernissen einer einzelnen Disziplin ausgehen kann. Unter Öffentlicher Soziologie vom Typ 3 kann eine Form der Erkenntnissuche verstanden werden, bei der zugelassen wird, dass der Suchprozess auch von außerwissenschaftlichen Kriterien und Kontexten mit gesteuert wird. Öffentliche Soziologie kann als eine Form lokaler Mikropolitik unter ethischer Beteiligung und moralischer Verantwortung aller gelten.

Für die Soziologie als Disziplin ergibt sich daraus die Notwendigkeit, die hermetische Abgeschlossenheit des akademischen Systems zu durchbrechen, das sich als exklusive Instanz für das Gesellschaftliche versteht. Es geht weniger darum, *andere* Disziplinen in die Soziologie zu integrieren (Streek 2012), sondern den *eigenen* disziplinären Distinktionsgewinn als maßgebliches Differenzkriterium aufzugeben. In diesem Sinne entspricht die Öffentliche Soziologie vom Typ 3 dem Modell der *sozialraumorientierten Pastoral*. Dort kommt es nicht darauf an, dass Kirche immer in ihren Symbolen, Ritualen und Prämissen sichtbar ist. Im Gegenteil: Gerade darin, den eigenen Anspruch auf die Etikettierung und Erkennbarkeit aufzugeben, entfaltet die Pastoral ihre öffentliche Wirksamkeit.⁴³

Ausgehend von der gewünschten Dialogorientierung erscheint eine weitgehend in geschlossenen Zirkeln kommunizierende und in »zünftigen« Substrukturen organisierte Soziologie immer weniger zeitgemäß. Öffentliche Soziologie muss sich von der Vorstellung eines nicht-involvierten Laien lösen, sich ein gut informiertes und kritisches Publikum imaginieren (vgl. Gisler et al. 2004) und zudem mit heterodoxen Wissensbeständen souverän umgehen. Eine gesellschaftswissenschaftliche Disziplin, die sich in ihrem

42 Vgl. public-sociology-lab.de

43 Diese Einsicht verdanke ich dem Pfarrer Franz Meurer aus Köln, mit dem ich mich im Kontext meiner Öffentlichen Soziologie sehr produktiv gestritten habe.

Selbstverständnis über die Gesellschaft stellt und als orthodoxe Instanz für das Gesellschaftliche versteht, kann aber nur sehr unzureichend »öffentlich« werden. Dies wird letztlich zu der Forderung einer Selbstenthronung der Soziologie führen sowie zu einer Verschiebung des Bezugspunkts der Wissensproduktion selbst. Es braucht viel *weniger* Transfer und Kommunikation, dafür *mehr* Dialog und Ko-Produktion von Wissen. Ulrich Beck (1990: 19) deutete noch an, dass viele diesen »Chor von Stimmen und Gesichtspunkten« und das »trojanische Pferd der Mitbestimmung« fürchten. Rund drei Jahrzehnte später geht es nun darum, diesen möglichst vielstimmigen Chor anzustimmen – diesmal trägt er den Namen »Öffentliche Wissenschaft«. Und diesmal geht es darum, die Situations- und Problemdefinitionen, aber auch die (Lösungs-)Kompetenzen außerwissenschaftlicher Akteure ernst zu nehmen. Es wird sich zeigen, ob es auch eine Soziologie im öffentlichen Dienst geben kann, die auf diesen Chor achtet, ohne sich dabei ihrer Wissenschaftlichkeit zu entledigen und dabei Reflektion und eigenes Tun verbinden kann. Öffentliche Soziologie als dialogische Komplizenschaft wird damit zu einem Projekt, um aus der »Nabelschau« der Soziologie eine neue »Nabelschnur« zu machen. Eine Soziologie, die als »Statthalter« des Gesellschaftlichen auftritt, hat sich endgültig überholt. Öffentliches Wissen schafft eine hilfreiche Verbindung für eine Disziplin, die ständig wegen ihrer *déformation professionnelle* unter Irrelevanzverdacht steht. Es verbindet sie wieder mit der Welt, anstatt sie in die gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit zu katapultieren.

Literatur

- Abbott, Andrew D. (2007): »For Humanist Sociology«. In: Clawson et al. (Hg.): *Public Sociology. Fifteen Eminent Sociologists Debate Politics and the Profession in the Twenty-first Century*. Berkeley: University of California Press, S. 195-209.
- Andreski, Stanislav (1974): *Social Sciences as Sorcery*. Harmondsworth: Penguin Books.
- Bastow, Simon/Dunleavy, Patrik/Tinkler, Jane (2014): *The impact of Social Sciences. How academics and their research make a difference*. London: Sage.
- Bate, Jonathan (Hg.) (2011): *The public value of the humanities*. New York: Bloomsbury.
- Bauman, Zygmunt (2014): *What Use is Sociology? Conversations with Michael-Hviid Jacobsen and Keith Tester*. Cambridge: Polity.
- Beck, Gerald (2013): *Sichtbare Soziologie. Visualisierung und soziologische Wissenschaftskommunikation in der Zweiten Moderne*. Bielefeld: transcript.
- Beck, Gerald/Kropp, Cordula (2012) (Hg.): *Gesellschaft innovativ – Wer sind die Akteure?* Wiesbaden: Springer VS.
- Beck, Ulrich (1990): »Praxis als Forschung. Wer die Gesellschaft zum Labor macht, öffnet die Wissenschaft für die Mitbestimmung«. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen* 1/1990, S. 12-20.
- Billig, Michael (2013): *Learn to write badly. How to succeed in the social sciences*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Birnbaum, Norman (1963): »Einleitung«. In: Mills, Wright C.: *Kritik der soziologischen Denkweise*. Neuwied am Rhein: Luchterhand.
- Böhme, Gernot/Krohn, Wolfgang/van der Daele, Wolfgang (1973): »Finalisierung der Wissenschaft«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 2(2), S. 128-144.

- Braun-Thürmann, Holger (2010): »Wandel der Wissensproduktion«. In: Simon, Dagmar/Knie, Andreas /Hornbostel, Stefan (Hg.): *Handbuch Wissenschaftspolitik*. Wiesbaden: Springer VS, S. 71-88.
- Brewer, John (2013): *The Public Value of Social Sciences*. London/New York: Bloomsbury.
- Bude, Heinz (2005): »Auf der Suche nach einer öffentlichen Soziologie. Ein Kommentar zu Michael Burawoy«. In: *Soziale Welt* 56(4), S. 375-380.
- Bude, Heinz (2010): »Unseren Debatten fehlt es an Soziologie«. In: *Die Welt* (13. Oktober 2010), S. 21.
- BUND (2012): *Nachhaltige Wissenschaft. Plädoyer für eine Wissenschaft und mit der Gesellschaft*. Ein BUND-Beitrag zum Wissenschaftsjahr »Zukunftsprojekt Erde/Nachhaltigkeit«. Berlin: BUND. http://bund.net/fileadmin/bundnet/publikationen/nachhaltigkeit/20110202_nachhaltigkeit_wissenschaft_diskussion.pdf (zuletzt aufgerufen am 28.04.2015).
- Burawoy, Michael (2005a): »For Public Sociology«. In: *American Sociological Review* 70(1), S. 4-28.
- Burawoy, Michael (2005b): »The Critical Turn to Public Sociology«. In: *Critical Sociology* 31(3), S. 313-326.
- Burawoy, Michael (2012): »From Max Weber to Public Sociology«. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): *Transnationale Vergesellschaftungen*. Wiesbaden: Springer, S. 741-755.
- Carey, John (2012): *The Intellectuals and the Masses: Pride and Prejudice Among the Literary Intelligentsia 1880-1939*. London: Faber and Faber.
- Collins, Patricia Hill (2007): »Going Public. Doing the Sociology That Has No Name«. In: Clawson et al. (Hg.): *Public Sociology. Fifteen Eminent Sociologists Debate Politics and the Profession in the Twenty-first Century*. Berkeley: University of California Press, S. 101-113.
- Damitz, Ralf (2013): »Soziologie, öffentliche«. In: *Soziologische Revue* 36(3), S. 251-261.
- Daston, Lorraine/Galison, Peter (2007): *Objektivität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- De Haan, Gerhard (2003): »Bildung als Voraussetzung für eine nachhaltige Entwicklung – Kriterien, Inhalte, Strukturen, Forschungsperspektiven«. In: Kopfmüller, Jürgen (Hg.): *Den globalen Wandel gestalten. Forschung und Politik für einen nachhaltigen globalen Wandel*. Berlin: Edition Sigma, S. 93-113.
- Dellwig, Michael/Prus, Robert (2012): *Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst*. Wiesbaden: VS.
- Fichte, Herbert (2001): *Ketzerische Bemerkungen für eine neue Wissenschaft vom Menschen*. Hamburg: Rotbuch Verlag.
- Fleck, Ludwig (2012): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Flyvbjerg, Bent (2001): *Making Social Science Matter: Why Social Inquiry Fails and How it Can Succeed Again*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Flyvbjerg, Bent (2008): »Making Sociology Matter. Phronetic Sociology as Public Sociology«. In: Jacobson, Michael Hviid (Hg.): *Public Sociology. Proceedings of the Anniversary Conference Celebrating Ten Years of Sociology in Aalborg*. Aalborg: Aalborg University Press, S. 77-117.
- Frischkopf, Arthur (1974): »Akademische Selbstverwaltung und Kollegialität. Die Universität und ihr Verhältnis zur Umwelt«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 3(4), S. 54-67.
- Funtowicz, Silvio/Ravetz, Jerome (1993): »The emergence of post-normal science«. In: Schomberg, René von (Hg.): *Science, politics and morality. Scientific uncertainty and decision making*. Dordrecht: Kluwer, S. 85-123.
- Gahrman, Sören (2014): *Erzähl mir was von Gesellschaft. Die Idee einer öffentlichen Soziologie, ihre Narration und welchen Beitrag die Ethnographie dabei leisten kann*. Unveröffentlichte Bachelorarbeit, eingereicht an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg im Breisgau.
- Galison, Peter L. (1997): *Image and logic. A material culture of microphysics*. Chicago: University of Chicago Press.
- Geest, Sjaak van der (1995): »»Hoe gaat 't?« Vijf opmerkingen over medische antropologie en etnocentrisme«. Inaugurale Rede. Amsterdam. Het Spinhuis. 22.05.1995. http://www.sjaakvandergeest.socsci.uva.nl/pdf/medical_anthropology/oratie_1995.pdf (zuletzt aufgerufen am 28.04.2015).

- Gibbons, Michael/Lomoges, Camille/Nowotny, Helga/Schwartzman, Simon/Scott, Peter/Trow, Martin (1994): *The new production of knowledge. The dynamics of science and research in contemporary societies*. London: Sage.
- Gisler, Priska/Guggenheim, Michael/Maranta, Alessandro/Nowotny, Helga (2004) (Hg.): *Imaginierte Laien. Die Macht der Vorstellung in wissenschaftlichen Expertisen*. Velbrück: Weilerswist.
- Hammersley, Martyn (2014): *The Limits of Social Science. Causal Explanations and Value Relevance*. London: Sage.
- Handke, Peter (2014): »Manchmal hab ich Angst vor mir«. In: *DIE ZEIT* (18. September 2014), S. 39.
- Hart, Jack (2011): *Storycraft. The Complete Guide to Writing Narrative Nonfiction*. Chicago: University of Chicago Press.
- Hartmann, Frank (2000): *Medienphilosophie*. München: Fink.
- Henkel, Anna (2011): »Gesellschaftliche Ortsbestimmung der Soziologie«. In: *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 34(2), S. 170-178.
- Hitzler, Roland (2012): »Wie viel Popularisierung verträgt die Soziologie?«. In: *Soziologie* 41(4), S. 393-397.
- Howaldt, Jürgen/Schwarz, Michael (2010): »Soziale Innovation« im Fokus. *Skizze eines gesellschaftstheoretisch inspirierten Forschungskonzepts*. Bielefeld: Transkript.
- Lasn, Kalle (2005): *Culture Jamming. Die Rückeroberung der Zeichen*. Freiburg im Breisgau: Orange Press.
- Maurer, Friedemann (2013): *Treibende Kräfte. Vom Leben und Arbeiten auf dem hohen Wald*. Ostfildern: Thorbecke.
- Mills, C. Wright (1960): *Listen, Yankee: The Revolution in Cuba*. New York: Balantine Books.
- Mills, C. Wright (1963): *Kritik der soziologischen Denkweise*. Neuwied am Rhein: Luchterhand.
- Münch, Richard (2011): *Akademischer Kapitalismus. Über die politische Ökonomie der Hochschulreform*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- MWK (2013): »Stärkung des Beitrags der Wissenschaft für eine Nachhaltige Entwicklung. Ausschreibung 2: »Reallabore, BaWü-Labs, für eine Forschung für Nachhaltigkeit in Baden-Württemberg««. <http://www.hs-offenburg.de/uploads/media/IQF-Ausschreibung-Reallabore.pdf> (zuletzt zugegriffen am 28.04.2015).
- Nowotny, Helga/Scott, Peter/Gibbons, Michael (2004): *Wissenschaft neu denken. Wissen und Öffentlichkeit in einem Zeitalter der Ungewissheit*. Weilerswist: Velbrück.
- Osrecki, Frank (2011): *Die Diagnosegesellschaft. Zeitdiagnostik zwischen Soziologie und medialer Popularität*. Bielefeld: transkript.
- Patterson, Orlando (2007): »About Public Sociology«. In: Clawson et al. (Hg.): *Public Sociology. Fifteen Eminent Sociologists Debate Politics and the Profession in the Twenty-first Century*. Berkeley: University of California Press, S. 176-194.
- Patterson, Orlando (2014): »How Sociologists Made Themselves Irrelevant«. In: *The Chronicle of Higher Education*. <http://chronicle.com/article/How-Sociologists-Made/150249/> (zuletzt aufgerufen am 13.12.2014).
- Pawson, Ray (2013): *The Science of Evaluation. A realist manifesto*. London: Sage.
- Pinker, Steven (2014): *The Sense of Style. The Thinking Person's Guide to Writing in the 21st Century*. New York: Penguin.
- Rheinberger, Hans-Jörg (2006): *Experimentalsysteme und epistemische Dinge: Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Scheffer, Thomas/Schmidt, Robert (2013): »Public Sociology. Eine praxeologische Reformulierung«. In: *Soziologie* 42(3), S. 255-270.
- Schneidewind, Uwe/Scheck, Hanna (2013): »Die Stadt als »Reallabor« für Systeminnovationen«. In: Rückert-John, Jana (Hg.): *Soziale Innovationen und Nachhaltigkeit. Perspektiven sozialen Wandels*. Wiesbaden.

- Schneidewind, Uwe/Singer-Brodowski, Mandy (2014): *Transformative Wissenschaft. Klimawandel im deutschen Wissenschafts- und Hochschulsystem*. Marburg: Metropolis.
- Searle, John R. (2012): *Wie wir die soziale Welt machen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Sedmak, Clemens (Hg.) (2005): *Option für die Armen. Die Entmarginalisierung des Armutsbegriffs in den Wissenschaften*. Freiburg im Breisgau: Herder.
- Selke, Stefan (2013): *Schamland. Die Armut mitten unter uns*. Berlin: ECON.
- Simmel, Georg (1992): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Streek, Wolfgang (2012): »Die öffentliche Aufgabe der Soziologie«. In: *Leviathan. Berliner Journal für Sozialwissenschaften* 40(1), S. 129-147.
- Tolskorf, Guido (2010): »Wem nützt die Soziologie?«. In: *Soziologie heute* August/2010, S. 7-11.
- Trivers, Robert (2013): *Betrug und Selbstbetrug. Wie wir uns selbst und andere erfolgreich belügen*. Berlin: Ullstein.
- Unzicker, Kai/Hessler, Gudrun (2012) (Hg): *Öffentliche Sozialforschung und Verantwortung für die Praxis. Zum Verhältnis von Sozialforschung, Praxis und Öffentlichkeit*. Springer VS: Wiesbaden.
- Venkatesh, Sudhir (2013): *Floating City. A Rogue Sociologist Lost and Found in New York's Underground Economy*. New York: Penguin.
- Weber, Max (1988a): »Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis«. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Hg. v. Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 146-214.
- Weber, Max (1988b): »Der Sinn der »Wertfreiheit« der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften«. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Hg. v. Winckelmann, Johannes. Tübingen: Mohr, S. 489-540.
- Weber, Max (1995): *Wissenschaft als Beruf*. Stuttgart: Reclam.
- Warnke, M. (1979): »Wissenschaft als Knechtungsakt«. In: Ders.: *Künstler, Kunsthistoriker, Museen. Beiträge zu einer kritischen Kunstgeschichte*. Luzern: C.J. Bucher, S. 99-107.
- WBGU (2011): *Welt im Wandel – Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation*. Berlin: WBGU. http://www.wbgu.de/fileadmin/templates/dateien/veroeffentlichungen/hauptgutachten/jg2011/wbgu_jg2011.pdf (zuletzt aufgerufen am 13.12.2014).
- Wehling, Peter (2014): »Soziologische (Selbst-)Kritik und transformative gesellschaftliche Praxis in der der deutschen Gesellschaft«. In: *Soziologie* 43(1), S. 25-42.
- Wenders, Wim (2014): »Mein erster Film ist leider verschüttgegangen«. In: *ZEIT MAGAZIN* 45/2014, S. 62.
- Zima, Peter V. (2004): *Was ist Theorie? Theoriebegriff und Dialogische Theorie in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Tübingen: Franke.

Anschrift:

Prof. Dr. phil. Stefan Selke
 Lehrgebiet »Gesellschaftlicher Wandel«
 Hochschule Furtwangen
 Robert-Gerwig-Platz 1
 78120 Furtwangen
 ses@hs-furtwangen.de